

Friedrich Rittelmeyer

## **Jesus : ein Bild in vier Vorträgen**

Erste und zweite Auflage, Ulm: Heinrich Kerler Verlags-Conto, 1912

**<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1725846624>**

Druck Freier  Zugang



OCR-Volltext



# Jesus

Ein Bild in vier Vorträgen

von

Lic. Dr. Kittelmeyer

Pfarrer in Nürnberg

Erste und zweite Auflage

---

Ulm 1912

Heinrich Kerler Verlags-Conto

## Vorbemerkung

Dieses Büchlein verleugnet seine Entstehung aus vier Vorträgen nicht. Dieser Rahmen kommt, wie wir hoffen, gerade einer übersichtlichen Gesamtwirkung zu gute. Dem inneren Bild zu liebe hat sich auch die wissenschaftliche Vorarbeit mehr und mehr zurückgezogen und zuletzt zur Unsichtbarkeit verurteilt, bis zum völligen Verschwinden selbst der Stellenangaben. Wer die wissenschaftliche Arbeit an den Evangelien nicht kennt, mag sich darum das kleine „Urevangelium“ von Resa: „Jesus der Christ, Bericht und Botschaft in erster Gestalt“ als geschichtliche Grundlage dienen lassen. Da es an wissenschaftlichen Darstellungen dessen, was wir über Jesus wissen, nicht fehlt, wird es manchem nicht unwillkommen sein, einmal ganz zur inneren Mitarbeit um die unvergänglichen Werte eingeladen zu werden, die auch in dem wissenschaftlich freigelegten Leben Jesu beschlossen bleiben. Erwähnt sei aber ausdrücklich, daß unser Jesusbild durch kein Forschungsergebnis seinen Wert verlieren kann.

Ein innerster Eindruck, so gewissenhaft er wieder und wieder geprüft sein mag, ist immer etwas Eigenes, das noch dazu in Worten nur ganz unvollkommen wiedergegeben werden kann. Darum darf wohl die Bitte ausgesprochen werden, der Leser möchte durch innerstes Mitempfinden das Gesamtbild nach Kräften miterschaffen. Dem raschen Leser, der nur nach Neuem verlangt, der nicht durch die Worte hindurchzuhören versteht in das Unsagbare, sind diese Vorträge nicht zgedacht.

Es ist das Wort gefallen von der Jesusmüdigkeit unsrer Zeit. Jesusmüdigkeit und Christusmythenstreit — wir hoffen, in beiden Bewegungen möchte dies Büchlein nicht unwirksam bleiben. Daß es möglichst alle die finde, denen es etwas geben kann, ist der herzlichste Wunsch seines Verfassers

f. Rittelmeyer.



## Inhalt

Das Leben . . . . .	I
Die Persönlichkeit . . . . .	32
Die Verkündigung . . . . .	62
Die Gegenwartsbedeutung . . . . .	93

## Das Leben.

Man spürt den Atem einer großen Zeit, wenn man liest, was uns die Evangelien von Johannes dem Täufer erzählen. Nur einige verwehte Klänge dringen aus seinen Reden zu uns herüber. „Sagt nur ja nicht: Wir haben Abraham zum Vater; denn ich sage euch: Gott kann dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken“ — aus diesen abanim banim —, und dabei mag er einen am Wege liegenden Stein emporgehoben und ihnen vors Auge gehalten haben. So stand er vor ihnen, die verkörperte Gotteszuversicht und die leibhaftige Unabhängigkeit von Menschen und Meinungen. „Er hat seine Worffschaukel schon in der Hand und wird seine Tenne fegen, den Weizen sammeln in seine Scheunen und die Spreu verbrennen mit ewigem Feuer.“ „Die Art ist den Bäumen schon an die Wurzel gelegt; alle Bäume, die nicht gute Früchte bringen, werden abgehauen und ins Feuer geworfen.“ „Ich taufe euch mit Wasser; aber ein Stärkerer kommt nach mir, der wird euch mit Feuer taufen.“ Nur wenige Worte, aber sie genügen, um Johannes unter den ersten Predigern aller Zeiten und unter den größten Propheten seine Stelle zu geben. Ein paar Trümmer auf freiem Feld können den großen Geist verraten, der hier gebaut hat. So lassen uns diese wenigen Worte einen Prediger erraten von eindrucksvoller Wucht und Volkstümlichkeit, einen Menschen von herber, bedeutender Größe, einen Propheten, frei von eignen Ansprüchen, aber lodernd im



Gottesfeuer. Hier spricht eine Art Mannestum zu uns, die wir in unsrer Zeit kaum haben, gewachsen wie die Bäume der Wüste, gedrungen, knorrig und stahlhart, aufragend wie die Felsen der Wüste, einsam und unerbittlich. Groß aber, wahrhaft menschlich groß ist es vor allem, daß dieser Mann, selbst ein strenger Asket, an andre keine übermenschlichen Forderungen stellt, sondern das Nächste und Notwendigste in göttlichem Licht vor ihnen erscheinen läßt: „Ihr Sollbeamten, verlangt nicht mehr, als erlaubt ist!“ „Ihr Soldaten, tut niemand Gewalt oder Unrecht und seid zufrieden mit eurer Löhnung!“ Nichts anderes will Gott von euch! Schlichte und lichte Menschlichkeit schmückt als die schönste Krone das Haupt dieses stahlharten Mannes.

Die Wirksamkeit des Johannes kann nicht lang gedauert haben, aber sie wirkte gewaltig. Hier war Predigt, wie sie sein soll, vulkanisch aus einem Menschen hervorbrechend. Der Vulkan ist es, durch den die Tiefe spricht; nur bereitstehen kann er, wenn es in ihm lebendig wird, wenn es in ihm aufsteigt bis an den Rand, wenn es aus ihm hervorbricht, weithin die Lande erhellend und überflutend. So war Johannes. Und der starke Schein des ausbrechenden Feuers weckte die Schläfer aus dem Schlafe, leuchtete auch hell in ein fernes Dorf hinein, wo ein Verborgener das Feuerzeichen erkannte, das ihn rief, hervorkam und den großen Gang seines Lebens antrat. Was Jesus am Jordan und in der Wüste Juda erlebte, ist uns geschildert in dem Mfresco der Visionen und

gedeutet in der Keilschrift antiker Kürze und Sachlichkeit. Damals kam über ihn die erschütternde Gewißheit, daß er zu Außerordentlichem ausersehen sei. Damals geschah in ihm — klar, groß, notwendig — die erste entscheidende Auseinandersetzung zwischen seinem Gottempfinden und der Volkserwartung. Unvergleichlich erhabene Erlebnisse erfüllten damals eine menschliche Seele. Unmittelbar sah er sich von Gott ergriffen — „du bist mein geliebter Sohn, den ich auserwählt habe“. Unbedingt und unbedenklich, vollkommen und ohne Vorbehalt ergriff er Gott wieder — Gott allein vertrauen, nichts für sich begehren, nichts von sich aus beginnen, Gott immer und überall allein dienen! Nirgends ist ein Grund, dem zu mißtrauen, was uns Taufgeschichte und Versuchungsgeschichte erzählen, wohl aber Grund genug, ergriffen zu der Größe dieser Erlebnisse emporzuschauen. Und die knappe sachliche Erzählung der Evangelien gibt dem ahnenden Geist mehr als das moderne Nachempfinden etwa eines Freßsen, das der antiken Größe der Innerlichkeit doch nirgends gerecht wird. —

Nicht lange darnach stand Jesus in aufsehenerregender öffentlicher Wirksamkeit. Auf die einfachste und natürlichste Weise hatte er sie begonnen. Er ergriff die Gelegenheit, die ihm der Synagogengottesdienst bot, nach Schluß der festgesetzten Feier zu reden. Über den Eindruck, den seine Reden machten, ist uns ein bedeutungsvolles Wort erhalten. „Dieser spricht nicht wie die Gelehrten, sondern wie ein Machthaber.“ Da spüren wir heute noch die Wirklichkeit eines außer-



ordentlichen Eindruck. Ganz anders als die ängstlichen Rabbinen mit ihrer großen Gelehrsamkeit und ihrem kleinen Geist war die freie, starke Sprache Jesu. Wir würden heute sagen: Das war kein bloßes Sprechen über Gott, das war ein Sprechen aus Gott; das war keine Rede, die das Ohr ergötzte und den Geist erfreute, das war eine Macht, die ins Leben hineingriff; das war kein Reden, sondern ein Tun, und nicht die Tat dessen, der sprach, sondern die Tat eines Höheren, der durch ihn in die Welt hineinwirkte. Wir fühlen bei den Reden Jesu auch heute nicht anders als der Unbekannte, der zuerst diesen Eindruck empfand und aussprach. Wie ein Sturm von oben weht es uns aus seinen Worten entgegen, ein Sturm, der die Herzen mit Gewalt dem Reiche Gottes entgegenführt. „Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.“ „Ärgert dich dein rechtes Auge, so reiße es aus und wirf es von dir.“ „Laß die Toten ihre Toten begraben und folge du mir nach!“ „Er ging hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker.“ Das ist der Schritt der Unaufhaltsamen. Das ist der Heeresruf der Unbedingten. Die große Stunde des Welteroberers braust über die Erde dahin. Eine neue Welt, eine höhere Welt, eine innenherrlich verborgene Welt soll erobert werden. Die alte Welt bleibt liegen und geradeaus, ganz geradeaus geht es dem Reiche Gottes zu. Man spürt schon die freie, reine Luft auf überirdischen Bergen. Nichts gilt, durchaus gar nichts gilt als das eine Große, das da kommen soll. Welt und

Leben sinken dahinter zurück. Der Geist ergreift in herrlicher Freiheit und kühner Kraft sein neues Reich. Alles verwandelt sich von innen her wie mit Wundergewalt. Die Aussendungsrede, die Jesus seinen Jüngern hielt, läßt uns am tiefsten fühlen, wie ihm selbst damals zumute war. Ein Gottesfrühling ohnegleichen lebt uns da entgegen. Mit der einen großen Gottesbotschaft: Das Reich Gottes ist da! sollen die Jünger durch die Lande ziehen. Überlegen unabhängig von den Menschen, und doch bescheiden bereit zu nehmen, was gerne gegeben wird, bedürfnislos lebend und unerschöpflich gebend, unbeschwert und unaufhaltsam, selbstlos und siegesfroh, unverblendet sehend und unerschütterlich wollend, ganz verwandelt in den einen großen Auftrag, mit Gottesstimme selbst die Welt zu rufen und zu gewinnen. Hier lauschen wir dem innersten Lebensgefühl Jesu. Hier fühlen wir seine Seele atmen. So empfand er, so sprach er, so tat er in jener ersten, einzig herrlichen Frühlingszeit.

Stärkeren Eindruck jedoch als die Worte Jesu machten auf seine Zeitgenossen seine Wunder. Wunder — eine uns fremde Welt! Mancher, der sich im Garten der Evangelien ergehen und an den Gottesblumen der Worte Jesu erfreuen möchte, sieht sich alles verleidet durch die seltsamen, fremdartigen Gewächse, die überall dazwischen stehen, die Wundererzählungen; so meidet er lieber den Garten. Aber sehen wir diesen exotisch-orientalischen Blüten tiefer in den Kelch. Gewiß, wir könnten heute diese Wunder-



geschichten entbehren. Müßten wir annehmen, daß sie alle ohne Ausnahme entstanden sind durch Mißdeutungen natürlicher Vorgänge, durch Mißverständnisse von Gleichnissen Jesu, durch mythenbildende Volksdichtung — religiös würden wir nichts zu verlieren glauben. Aber gerade weil wir ruhiger geworden sind, sehen wir klarer die Wirklichkeit. Wenn wir uns an so manche Erzählung erinnern in ihren lebendigen Einzelheiten, an die Erzählung vom Sichtbrüchigen, der durchs Dach herabgelassen wird, an die Erzählung von der heidnischen Mutter, mit der Jesus das Gespräch hat über Brosamen und Hunde; wenn wir uns ausdenken, wie solche Geschichten wohl ausgefallen wären, wenn sie erdichtet worden wären, wenn wir vergleichen, wie sie ausgefallen sind, wo sie erdichtet worden sind, bei Muhammed oder in den späteren legendären Evangelien selbst; wenn wir so manche merkwürdige Mitteilung beachten, wie daß Jesus in Nazareth keine Wunder zu tun vermochte und daß er dies in seiner eigentümlich freien und sicheren Weise biblisch begründete; wenn wir die ernste Auseinandersetzung mit den Pharisäern hören, die ihm vorwerfen, er tue seine Werke im Namen des Ober-  
teufels, und wie er ihnen in seiner volkstümlich anschaulichen, kraftvoll selbstgewissen Art erwidert; wenn wir an das erschütternde Wehe denken über die Städte, in denen die meisten seiner Taten geschehen waren, wie diese Taten als unwidersprechlich geschehen vorausgesetzt sind; wenn wir die unaufdringliche, überzeugende Beschreibung betrachten, wie Jesus darunter

leidet, dagegen sich wehrt, als Wunderdoktor angesehen zu werden; wenn wir ganz auf Jesus selbst den Blick richten, wie lebendig, menschlich nahe und groß er uns erscheint im Ringen um die Reinheit seiner Werke, immer in Ablehnung des eignen Vorteils, immer im Absehen auf das höchste Heil der andern: dann finden wir alle diese Züge sehr schwer erklärlich, sofern sie vom Interesse späterer Dichter und Darsteller aus verstanden werden sollen, und nur erklärlich, sofern sie von einem lebendigen Geschehen in Jesus und um Jesus her verstanden werden. Vieles bleibt uns heute hoffnungslos dunkel und unzugänglich. Aber das ist uns doch unmöglich geworden, leichtthin an das Ausjäten der Wundererzählungen zu gehen, statt den Garten der Evangelien vorsichtig stehen zu lassen, wie er ist. Wir sind gewiß, daß uns die biblischen Berichte nahe heranzuführen an die Wirklichkeit, wie sie damals von den Menschen eben erlebt worden ist. Wir warten ruhig ab, bis sich im einzelnen klärt und erklärt, was wir jetzt nicht verstehen. Aber wir glauben, daß sich nicht immer bloß die Entstehung der Erzählungen klären wird, sondern auch das Verständnis der Menschen. Vielleicht bringen uns schon die nächsten Jahrzehnte Beweis genug, daß unser vielgerühmter Wirklichkeitsinn blind war gegen viele Wirklichkeiten, wichtige Wirklichkeiten, die frühere Zeiten deutlicher wahrnahmen. Um Jesus her ist Außerordentliches geschehen. Diese Tatsache schimmert durch alle Berichte zu uns herüber. Nicht daß von ihm Naturgesetze durchbrochen worden wären, aber viel-



leicht sind in ihm Naturgesetze durchgebrochen, höhere Naturgesetze, die der höheren Natur zugänglich sind und zugehören. Nicht daß er äußerliche Zeichen getan hätte, die ihm Gott mitgab, wie man einem ein Abzeichen anheftet zur Beglaubigung, wohl aber daß er innerliche Zeichen gab, die Gott in ihm wirkte, wie von einem Licht Strahlen ausgehen als Offenbarung. Sei dem, wie ihm wolle. Aber auch, wer den Evangelisten einmal gram gewesen ist darüber, daß sie so viele Wunder erzählen statt der Worte, die wir wünschten, wird ihnen wieder dankbar werden, wenn er wahrnimmt, daß sie gerade so gegen die Eigentümlichkeit des Lebens Jesu tief treu gewesen sind. Jesu Leben war eben Tat, war Kampf und Eroberung. Er wußte, daß die Not zum Segen dient, aber er wußte auch und wirkte in dem Sinn, daß die Not durch Sieg überwunden wird. Sein Leben war ihm, wie uns die Evangelien verraten, ein ganz persönlicher Krieg gegen die Macht des Bösen. Mag uns die Vorstellungswelt Jesu fremd sein, der sich dem Satan unmittelbar gegenübergestellt sah, seine hehre Lebensstimmung ergreift uns umso gewaltiger. Er glaubte an das große Reich der Dämonen. Aber wie sehr treten alle Einzelheiten des Dämonenglaubens zurück! Wie durchaus menschlich sieht er und segnet er jede Not! Wie licht und frei lebt er in der Gewißheit, daß nichts Böses mehr Macht hat, für immer nicht mehr! Wie königlich ist sein Siegesgefühl gegenüber allen finsternen Gestalten und Gewalten um ihn her! Wie triumphierend groß erscheint er gerade deshalb, weil er der höchsten Macht

des Bösen, wie er sie denkt, im vollen Siegesglanz persönlich gegenübertritt! Bis in die letzten Tage hinein, wo er sich ins Schweigen und Dulden zurückzog, und auch da noch, ist er immer der Angreifende, immer der Aktive gewesen. Der Einbruch eines Eroberers in die Welt, der nichts Menschliches und nichts Übermenschliches fürchtet, der alles Schwerste und Schlimmste schon überwunden hat in der Kraft seines Selbstgefühls und Siegesbewußtseins, — das ist das Leben Jesu gewesen. Der Adel höchster Männlichkeit liegt auf seinem Wirken. Es kommt die Zeit, wo gerade die echten Männer keine höhere Freude kennen werden, als ihm zuzuschauen. Dieses ganz im Aktiven Bleiben, ganz im Positiven Stehen — dies schon anzusehen, ist Freude und unendliche Wohltat. Uns scheint, ein ganz anderes Ideal von Nachfolgern Jesu als früher wird noch einmal die Welt erfüllen.

Freilich alle Tatkraft und Tatenfreude konnte Jesus nicht darüber täuschen, daß sein Wirken mißverstanden werden wird, wenn nicht sein Wort es mächtig unterbaut. Wir haben einen schlichten Bericht, der uns in tiefe innere Kämpfe Jesu blicken läßt. Nach einem Tag kraftvollen Handelns war er am Morgen nicht aufzufinden. Er hatte sich in das Heiligtum der Einsamkeit geflüchtet, um dort die Stimme Gottes zu vernehmen, die Kraft Gottes in sich aufzunehmen. Als sie ihn entdecken in seiner Friedensburg, erfahren sie erstaunt, daß er die vielbegehrte, hochgepriesene Heil-tätigkeit zurückstellen will zugunsten der unscheinbaren und undankbaren Lehrtätigkeit. So lehrte nun Jesus,



bald in der Schule, bald am See, bald auf dem Berg, bald im Haus, bald den kleineren Kreis, bald die große Menge, bald in kurzen Sprüchen, bald in längeren Erzählungen. Überaus einfach, ja einförmig ist die weltgeschichtlichste aller Wirksamkeiten gewesen, schwerlich drei Jahre lang, wahrscheinlich kaum mehr als ein Jahr, vielleicht nur wenige Monate lang. Aber rasch verschob sich das Kampfesfeld. Jesu ganze Seele drängte zu einem großen, gewaltigen Kampf gegen die Not der Menschheit in allen ihren Gestalten. Doch ein ganz anderer Kampf zwang sich ihm auf, der Kampf gegen Freund und gegen Feind zugleich, der Kampf gegen Freunde, die unbewußt seine Feinde wurden, und der Kampf gegen Feinde, die seine Freunde hätten sein sollen. Jesus muß sich fortgesetzt der Freunde und Verehrer erwehren, die mit ihrer Begeisterung sein Werk in falsche Bahnen leiten wollen, und er muß sich gegen die Führer des Volkes wenden, die mit ihrer Feindschaft sein Werk zu vernichten drohen. Der Kampf Jesu gegen seine Gegner hat, im ganzen betrachtet, etwas unerhört Übermächtiges. Als Einzelner steht er ihrer gesamten Macht gegenüber. Als Anklagender stellt er ihr ganzes Ansehen in Frage. Als Angreifender nimmt er es auf mit allem, was sie an Klugheit, Tüchtigkeit, Geist und Kraft aufzubieten haben. Auch wo sie mit allen Listten einen Angriff gegen ihn begonnen haben, hat er sie im Augenblick wieder in die Verteidigungsstellung gedrängt. Immer kämpft er allein; seinen Jüngern scheint gar nicht der Gedanke zu kommen, ihm beizu-

stehen. Immer kämpft er geradeaus, ganz geradeaus, unbedingt und unbeugsam, ohne alle Furcht und Unfreiheit, ohne Zurück und ohne Zweideutigkeit. Und immer kämpft er ums Ganze; auf den kleinen Krieg hat er sich niemals eingelassen; die Entscheidung im großen führt er, zwingt er herbei. In einem Volk, das so völlig im Autoritätswesen lebte und webte, das sich in allen großen und kleinen und aller-  
kleinsten Fragen so durchaus auf seine Gelehrten angewiesen hatte, das eine ganze, große Frömmigkeit in der Hingabe an seine Führer gesammelt hatte, in einem solchen Volk sich der gesamten religiösen Autorität gegenüber so frei und stark zu behaupten, dazu gehörte eine Größe, die wir kaum nachzuempfinden vermögen. Auch die alten Propheten hatten gekämpft, mit Größe gekämpft. Aber Jesus führte den Entscheidungskampf. Die Selbstgewißheit, Sicherheit und Souveränität, mit der er ihn kämpfte, kann nicht genug bewundert werden. Nie ist ein Kampf größer, reiner, freier gekämpft worden.

Wir erleben lebendig den Geist jener Zeit, wenn wir dem Zusammenstoß zusehen zwischen Jesus und seinen Feinden. Man verstand es nicht, daß er am Sabbat heilte. Das beleuchtet die Lage nach allen Richtungen hin. Es offenbart uns den übermächtig starken Tatendrang Jesu, der auch am Sabbat nicht orientalische Ruhe halten konnte und wollte, der ganz von selbst aus der inneren Notwendigkeit seiner Seele heraus den Tag der Ruhe umwandelte in einen Tag der Liebe. Es spricht auch laut für die Wirklichkeit



außergewöhnlicher Heilungen, die sicherlich niemand gerade auf einen Sabbat erdichtet hätte. Es läßt uns auch die starre Gesetzesfrömmigkeit jener Tage erleben, die sich empören konnte, daß am Sabbat geheilt wurde, statt sich zu freuen, daß geheilt wurde. Gerade der Sabbat stand ja damals in heimlicher Beziehung zu allen Hoffnungen Israels. Wird auch nur ein einziger Sabbat — so lehrten die Lehrer von Stadt zu Stadt — vom Volk wirklich gehalten, dann muß ja das Reich Gottes kommen und kann nicht mehr fern bleiben. Darauf eben wartet Gott, und darum wartet er immer noch. Nun aber verkündigt einer das Gottesreich, das ganz nahe heilige Gottesreich, und macht selbst das größte Gottesgebot zuschanden. Nun will einer gesandt sein von Gott und verachtet selbst den Sabbat Gottes, statt ihn noch strenger zu heiligen, noch strenger heiligen zu lehren als alle andern. Das soll der Verheißene sein? Zu Menschen, die mit aller Undacht verhandelten, ob am Sabbat an der Sandale eine Schleife oder ein Knoten gebunden werden soll, wird das Wort gesprochen: „Der Sabbat ist um des Menschen willen da und nicht der Mensch um des Sabbats willen, so ist der Mensch ein Herr auch über den Sabbat.“ Da spüren wir deutlich die ganze Größe des Kampfes, der auf Jesus lag, und die ganze Größe des Wesens, das in ihm lebte. Ein wunderklarer Klang reinen Menschentums klingt auf im menschenfnechtenden Gesetzeswesen jener Tage.

Noch tiefer in den Gegensatz hinein führt uns der andre Vorwurf, den man gegen Jesus erhob. „Dieser

weist die Sünder nicht zurück, sondern ist sogar mit ihnen.“ Wir fühlen heute den furchtbaren Verdruss nicht mehr, den Jesus damit erregte. Zöllner und Sünderinnen — Gauner und Dirnen: was für ein ärgerlicher Heiliger, der sich solche Gesellschaft suchte! Der ganze Ingrimme der Guten und Gerechten lastete auf diesen Menschen. Sie waren es ja, die durch ihr unverbesserliches Sündigen das Reich Gottes immer wieder aufhielten und fernhielten. Nur einen einzigen Tag lang keine solchen Elemente mehr in der Mitte des heiligen Volkes — das Reich Gottes wäre schon da; all der namenlose Jammer wäre schon zu Ende! Was mußten die Gesetzesstrengen und Gottestreuen, die sich so ehrlich zerplagt hatten, davon denken: Nun soll das Reich Gottes nahen, und das erste, was kommt, ist Tischgemeinschaft mit den verfluchten Feinden Gottes. Während die Gesetzesernsten zur Seite stehen, sitzt der Gesandte Gottes mit den Gottesverächtern zur Tafel und erhebt sie so sinnbildlich zu seinen Freunden, gibt ihnen im Gottesreich Würdigkeit und Ansehen. Würde auf unsern Straßen ein General in Gala erscheinen zwischen zwei geschorenen Zuchthäuslern, die er seine Brüder nennt, das Aufsehen würde kaum größer sein. „Die Gesunden brauchen den Arzt nicht, sondern die Kranken“ — dieses Jesuswort erscheint uns so natürlich, so freundlich selbstverständlich. Damals wurde es trotz aller ähnlichen Äußerungen der Propheten nicht als Offenbarung, sondern als unverzeihliche Verirrung empfunden. Man nahm jeden Menschen ganz nach seinem Tun. Daß man ihn



nehmen könnte nach seinem Wesen, oder gar nach seinem Sehnen, ja nach seinem Bedürfen, nach seinem unbewußten Bedürfen sogar, war ihrem Denken unfaßbar, ihrem Fühlen unerreichbar. Uns heute erscheint in den Evangelien nichts ergreifender als die Art, wie Jesus gegen die gefallenen Menschen war. Seine innere Vorurteilslosigkeit im Verkehr mit ihnen könnte nicht vollkommener sein. Ganz unbeirrt von den bösen Blicken der Frommen bewegt er sich unter den Ausgestoßenen, fröhlich und frei sitzt er mit ihnen zu Tisch, und alle Anfeindungen vermögen seine freie, ruhige Freude nicht im mindesten zu trüben. Aber andererseits auch kein Schatten von Demonstration oder Opposition liegt auf seinem Verhalten. Wo sich eine Seele regt dem Göttlichen entgegen, da erleben wir immer ein wundervolles Überwallen seines ganzen Wesens in Freude und Güte, da erleben wir Worte und Taten, in denen herzlichstes Entgegenkommen und unantastbare eigne Reinheit, feinste Zartheit und freieste Sicherheit, lauterste Wahrhaftigkeit und lebendigste Güte ganz einzig herrlich zusammenfliegen. Man muß durch alle Worte und Taten hindurch den Wunderton erlauschen, der aus den Erzählungen von Zachäus und von der großen Sünderin oder aus dem Gleichnis vom verlorenen Sohn und anderen Gleichnissen erklingt. Unwillkürlich erinnert man sich an das Wort von der Freude, die im Himmel ist über einen Sünder, der Buße tut, und man glaubt, diese Freude in der Tiefe dieser Geschichten ergreifend jubeln zu hören. Nie hat man

so stark den Eindruck, das Göttliche selbst durch die Seele Jesu ganz nahe hindurchzuspüren, als wenn er sich zu Sündern neigt. Dieses völlig unbeirrbares Suchen und Sehnen nach den Verlorenen, dieses Entgegenwallen und Überwallen einer unversiegliehen Güte dachte sich die Menschheit fortan als die Seele der Seele Gottes selbst. Der Wunderton der Jesusgüte klang seitdem wie eine unvergleichlich gütige Verheißung über allen Verirrungen der Welt. Auch damals scheint man in den Niederungen des Lebens das Außerordentliche gespürt zu haben, das sich begab; überall, wohin Jesus kam, suchte es in den Herzen und regte sich dem Sonnenstrahl entgegen, der hineinfiel in diese Nacht. Wo sonst sind Menschenherzen so aufgegangen, wie es uns von Zachäus, von der großen Sünderin erzählt wird?

Ein gewaltiger Gegensatz, eine herrliche Ergänzung zu all dem zarten Entgegenkommen Jesu ist die Unerbittlichkeit des Kampfes, den er gegen die religiösen Lehrer und Leiter seines Volkes führte. Er kämpfte ihn mit einer unverblendeten Klarheit und mit einer unnachgiebigen Kraft, wie sie uns selbst beim Täufer Johannes nicht begegnen. Die ganze unerhörte Wucht seiner Streiche führte er gegen diese Autorität. Er wußte: wenn es nicht gelang, sie zu zertrümmern, war keine Befreiung des Volkes zu erhoffen. Und es gelang nicht. Das Volk war in seiner Gesetzesangst zu eingeschüchtert und eingeeengt, in seinen guten und schlechten Lebensgewohnheiten viel zu sehr gefesselt und gefangen, als daß es seinem ge-



borenen Führer, als er erschien, hätte folgen können. So hörte es wohl träumend zu, wenn er vom Sonnenreich der Gottesherrschaft zu ihm sprach, aber kehrte dann wieder dumpf und stumpf in seine Gefängnisse zurück. Immer deutlicher trat an den Tag, daß die gewohnten Führer über den geborenen Führer siegten. Von da an stieg der Gedanke des Leidens größer und größer am Horizont Jesu empor. Daß Jesus sein Leiden vorausgewußt und vorausgesagt hat und nicht von ihm überrascht worden ist, hätte man nie leugnen sollen. Es hätte eine besondere Blindheit dazu gehört, die heraufziehenden dunklen Wolken gar nicht wahrzunehmen. Gerade in den Worten Jesu über das Leiden spürt man den warmen Atem eines Menschen, der ganz lebendig fühlt und ganz persönlich sich kundgibt. Wie echt erscheinen Worte, wie das von dem Kelch, den er trinken, von der Taufe, die er empfangen muß! Eben aus dem, was uns die Evangelien über die Leidensgedanken Jesu erzählen, kann man erkennen, wie nah sie uns doch an die warme Wirklichkeit jener Tage heranzuführen. Das Schicksal des Täufers Johannes scheint zuerst in Jesus die Ahnung eignen Leidens aufgeweckt zu haben. „Elias ist wirklich gekommen, und sie haben an ihm getan, was sie wollten“, in diesem Wort Jesu an seine Jünger empfinden wir noch den wahrhaft betäubenden Eindruck, den der Tod des Johannes auf die Zeitgenossen machte. Gerade dieses Ereignis war bestimmt, in Jesus die innere Auseinandersetzung über das Leiden auszulösen, ihn auf die Spur der tiefsten Gottesgedanken hinzulenken,

das Bild des leidenswilligen Erlösers innerlich vorzubereiten, das dann in der Passionsgeschichte so volles Leben gewann. Uns eröffnen sich da tiefe Blicke in die Geheimnisse göttlicher Vorsehung. „Nicht was menschlich, sondern was göttlich ist“ in diesen schlichten Worten spricht Jesus später seinen Jüngern gegenüber den Inhalt eines tiefen inneren Ringens ergreifend aus. Wir spüren in ihnen noch den Kampf, wir spüren auch den Sieg, den noch zitternd festgehaltenen Sieg. So nah, so ganz menschlich nah fühlen wir uns dem Herzen Jesu selten. Jesus lebte nicht von Anfang an in dem Gedanken, daß all sein Leben nur den Sinn habe, sein Leiden vorzubereiten, aber er sah die Notwendigkeit des Leidens deutlicher und deutlicher und die Göttlichkeit des Leidens klarer und klarer. Jesus weissagte nicht die Einzelheiten seines Leidens alle voraus, aber er ging den Schrecknissen einer umdunkelten Zukunft entschlossen entgegen. Jesus blieb bis zuletzt im Ungewissen, ob nicht das furchtbarste doch noch vorübergehe, aber er war allem gewachsen in der Größe seines unbedingten und unerschütterlichen Gottvertrauens. Irren wir nicht, so vermögen wir noch tiefer in sein inneres Ringen hineinzublicken. Ein Kelch, den ich trinken muß, eine Taufe, die ich empfangen muß, ein Lösegeld, das ich zahlen muß — ist es nicht, als erlebten wir da im Aufsteigen und Aufwärtstreben gottergebener Gedanken eine wundervolle innere Klärung mit? Ein Kelch, den ich trinken muß, um dem Vater gehorsam zu bleiben — das ist das erste, der ergebene Ver-



zucht auf das Verstehen. Eine Taufe, die ich empfangen muß, um zum Weltkönig geweiht zu werden — das ist das aufgehende Verständnis für die Bedeutung des Leidens in seinem eignen Leben. Ein Lösegeld, das ich zahlen muß, um die Menschen aus der Verknöchtung zu retten — das ist das sich vollendende Verständnis für Gottes Weltgedanken. Haben wir damit schon mehr gesagt, als sich streng vor den Berichten verantworten läßt? Um so fester steht die Selbstgewißheit und Gottesgewißheit Jesu auch im größten Dunkel der Leidensgedanken, die keinen Augenblick irre wurde an Gott, Gottesreich, Gottesendung, die auch das finsterste und furchtbarste von der Grundgewißheit der Seele aus innerlich zu durchdringen und durchleuchten sucht. War denn das Leiden unausweichlich, so konnte es für Jesus gar nichts andres sein als das unentbehrliche Gottesmittel zur Vollendung des Gotteswerks. Nie ist ein herannahendes Leiden klarer gesehen und reiner durchgerungen, menschlicher empfunden und göttlicher überwunden worden.

Ehe das Gewitter sich entlud, kam noch ein Augenblick der Stille. Umherirrend an den Grenzen des Landes, verbarg sich Jesus vor unerbittlichen Feinden wie vor unverständigen Freunden und versuchte im kleinen Kreis der Getreuen die tiefere Aussprache herbeizuführen, die so hochnotwendig war. Dann aber bemächtigt sich seiner nach den Berichten eine gewisse leidenschaftliche Ungeduld, und zur Bestürzung der Seinen zieht er geraden Wegs auf Jerusalem los, unverwandt Jerusalem zugekehrt, halb wie zu einem

feldzug, halb wie zu einem Fest ihnen voraneilend, voll herber Erwartung und heiliger Entschlossenheit, stumm und ungestüm. Was sich in jenen Tagen in Jerusalem begeben hat, darüber bleiben Fragen über Fragen, die unsre Berichte nicht befriedigend beantworten. Aber ein Wort Jesu läßt die ganze Sage aufs Lebendigste vor uns erstehen. Herausgepreßt aus einer übervollen Seele, gestattet uns dies Wort die lebendigsten Schlüsse auf Seele und Stunde. „Wenn diese schweigen, werden die Steine schreien!“ Dies Wort trägt trotz allgemeiner Anklänge an Sacharja den Stempel eines echten Jesuswortes an der Stirn. Also gab er damals wirklich Argernis durch die Begrüßung, die er sich gefallen ließ. Also trat er wirklich mit außerordentlichem Anspruch vor die Stadt der Verheißungen. Also erfuhr er darum ernststen Angriff und zeigte sich nicht gesonnen, vor seinen Gegnern auch nur einen Schritt zurückzuweichen, sondern ging ihnen im Gegenteil kraftvoll und klar gerade entgegen. Wie tief muß seine Seele aufgewühlt gewesen sein, wie übermächtig muß in ihm die Gewißheit geglüht haben, daß jetzt die Entscheidungsstunde für Jerusalem geschlagen hat, daß Gott selbst zu ihnen gekommen ist mit Gnade und Gericht, wenn er die Steine auf der Straße gegen sie zu Zeugen ruft, wenn er das Härteste, was es gibt, das Sinnbild der Gefühllosigkeit selbst, durchflutet fühlt von gespanntester Erregung! Ist da ein feierlicher Einzug in Jerusalem wirklich, wie viele meinen, so ganz undenkbar? War er nicht natürlich als Ausdruck der außerordentlichen Ansprüche,



mit denen Jesus auftrat? War er anspruchsvoller und auffallender als die Tempelreinigung, an deren Tatsächlichkeit niemand zweifelt? Die Tempelreinigung — jene erstaunlich gewaltige Tat, ganz aus der Empfindung des Augenblicks auflodernd, rein aus einem großmächtigen Gottesgefühl geboren, wie ein Ansatz und Anfang zu einer Neuordnung aller Dinge von oben her, konnte ja freilich tragischerweise nur Episode und nur Symbol bleiben, aber wie großartig offenbart sie uns die innere Freiheit und Furchtlosigkeit Jesu in der Kraft seines Vollmachtbewußtseins!

Wir können uns die Stimmung jener Tage gar nicht atembeklemmend genug denken. Jesus hatte seine Gegner in eine verzweifelte Lage gebracht. Er machte den Anspruch, der verheißene König des Volkes zu sein — und erhob doch keine Hand gegen die täglichen Anmaßungen der römischen Feinde. Er hielt sich von aller Politik völlig fern — und war doch politisch eine große Gefahr. Er versprach eine unerhörte Schicksalswende — und wartete selbst von Tag zu Tag vergeblich. Er besaß die Volksverehrung — und war ein schweres Volksverderben. Er hatte bedeutungsvolle Gotteszeichen zu seinen Gunsten — und ermangelte doch der entscheidenden Gottesbeglaubigung. Er war persönlich unantastbar und unfassbar — und erschütterte doch alle Grundlagen von Staat und Gemeinde. Er glühte in der hinreißenden Gottesleidenschaft der Propheten — und brachte die Welt doch um nichts wirklich vorwärts. Wir versetzen uns in die Stimmung

der Besten, die Jesus damals gegenüberstanden. Wir wollen und müssen mit ihnen empfinden. Die Feuerprobe, in der sie waren, hätte nur bestanden werden können von Menschen, die sich ganz rein aus der inneren Empfänglichkeit heraus für das Gute und Göttliche entschieden hätten, ohne jede Vorsicht und ohne jede Rücksicht, mochte Staat und Volk und Welt und alles darüber zugrunde gehen. Vor ein kristallklares Entweder = Oder hatte Jesus sein Volk damals gestellt. Es ist nie ein Volk vor eine reinere, höhere Entscheidung gestellt worden. Es hätte auch nie ein Volk diese Entscheidung besser bestanden. Die Tragik liegt nicht in der besonderen Bosheit einzelner Verblendeter, die Tragik liegt im Menschenwesen selbst. Hier stand ein Göttlicher denen gegenüber, die das Göttliche gar nicht rein wollen, gar nicht rein wollen können. So betrachtet erst wird die Entscheidung der Juden zur Entscheidung der Menschheit, die Tragödie Jesu zur Tragödie Gottes in der Menschheit.

Die letzten Tage, die Jesus in Jerusalem verbrachte, gehören zu den allerherrlichsten Erinnerungen des Menschengeschlechts. Hoch aufgerichtet steht er vor seinen Begnern. In entzückender Morgenfrische des Geistes, in herrlicher Gegenwärtigkeit seines Besten wehrt er ihre Angriffe und Anschläge ab. Wahrhaft sieghaft, so sieghaft wie noch nie, erstrahlt noch einmal sein ganzes Wesen. Die Geschichten vom Zinsgroschen, von der Auferstehungshoffnung, von der Vollmacht des Täufers, von der Ehebrecherin werden die Erinnerung an jene menschliche Hochherrlichkeit erhalten bis ans



Ende der Tage. Verwunderlich groß verwandelt sich der Angegriffene immer alsbald in den Angreifer und behauptet allein das Feld. Ja, er wagt es, ganz ungescheut selbst auf sie loszugehen und sie mitten im Mittelpunkt ihrer Messiasdogmatik und ihres Widerspruchs gegen ihn anzugreifen, wenn er sie fragt: „Wessen Sohn ist der Messias?“ Dieser selbe ins Übermenschliche emporragende Jesus aber zeigt ein so vollmenschliches Bangen und Beklommensein, zittert und zagt vor seinen fleingeistigen Jüngern und bittet sie: „Könnt ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?“ Eine Stimmung von eigentümlicher, fast schwüler Schwermut liegt über den Abschiedsstunden in Bethanien, beim Passahmahl, in Gethsemane. Voll läßt Jesus diese Stimmung ausklingen. Und doch daneben diese tiefe, klare, ganze Entschlossenheit dem eignen Werk gegenüber. Ein ergreifendes Anlehnungsbedürfnis an seine Jünger und doch überlegene Milde und Mitgefühl mit ihrem Ungenügen, erschütternder Schmerz über die Verblendung seines Volkes und doch gleichmäßige goldenste Güte, einsame Willensgröße gegenüber der Menschheit und rührend vertrauensvolle Kindlichkeit gegenüber Gott — kein Dichter vermag uns dies alles in seinem wunderbaren Ineinanderweben nachempfinden zu lassen!

Eines Morgens, als Jerusalem erwachte, ging wie ein Lauffeuer die Kunde durch die Stadt: Er ist schon gefangen! Er ist schon verurteilt! Die Oberen wußten, was sie getan hatten. Schon in den letzten Tagen war die Spannung kaum mehr erträglich

gewesen. Jetzt schlug die Stimmung völlig um. Ein Messias, den Gott hatte fangen und fesseln lassen, war für einen jüdischen Geist ganz und gar undenkbar. So brach die Wut der Enttäuschung über Jesus herein. Die Ereignisse jener allerletzten Stunden sind uns aus den Evangelien wohl vertraut. Auch wenn die historische Forschung uns heute nicht erlaubt, alle Einzelheiten als echt zu nehmen, bleibt doch ein Eindruck von ungeheurer Macht und Größe. Als gewiß darf gelten, daß Jesus verurteilt wurde aus keinem andern Grund, als weil er seinen Messiasanspruch nicht verleugnete, daß er äußerlich den Zusammenbruch seines ganzen Werkes erlebte, vollkommenen Undank und Unwillen des Volkes, dessen Heil er so heiß begehrt hatte wie nie ein anderer, Verrat und feige Flucht der Vertrauten, gänzlichen, glänzenden Sieg und Triumph der Feinde. Nie ist eine vollständigere Niederlage erlitten worden. Aber so vollkommen die Niederlage war, so vollkommen war auch der Sieg, der stille Sieg reiner Ergebung. Daß Jesus den gebotenen Betäubungstrank nicht nahm, ist ein unscheinbarer, aber unendlich vielsagender Zug. Nach Markus ist Jesus gestorben mit dem Wort: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Erschütternd und schwer löst sich dies furchtbare Wort aus seiner Seele, wie wenn aus einem zu Tod gepreßten Herzen der letzte schwerste Blutstropfen zur Erde fällt. Und doch bedeutet dies Wort nicht Verzweiflung und endgültige Enttäuschung — dann hätte Jesus nicht mit einem alttestamentlichen



Wort geredet — sondern in ihm leuchtet der Lichtschimmer des Sieges. Ergreifend erleben wir es mit, wie Jesus in der äußersten Not sucht und sucht, wo seine Seele ruhen kann. Da findet sie ihr Friedenslager in einer alttestamentlichen Weissagung. Sowie Jesus ein Psalmwort gefunden hatte, das seiner Qual entsprach, das seine Qual aussprach, war er ganz nahe bei Gott, spürte er warm die Wirklichkeit der Weltregierung. Das war sein letzter Gedanke, sein letztes Gefühl. Aber abgesehen von allem einzelnen, gerade der Gesamteindruck dieses Sterbens ist so unaussprechlich ernst und erhaben. Das tatmächtigste Leben versinkt in lautlosem Leiden. Die redengewaltigste Stimme verstummt in stillem Schweigen. Die sieghafteste Welteroberungsmelodie verflingt in Not und Tod. Wir stellen uns die ganze fürchterlichkeit dieses Sterbens vor: das Hängen an den Wunden, das Hängen an den Entzündungen, die lange qualvolle Verrenkung aller Glieder, die gewaltsame Hemmung des Blutumlaufs mit all den namenlosen Angstgefühlen, das Verschmachten im Sonnenbrand, die hundertfache kleine Pein durch die Insekten. Wir stellen uns diese ganze äußerste Erniedrigung vor und lassen uns von der tieffstillen Ergebung, die ihr standhielt, tief berühren und innerlich bewegen. Vor diesem Eindruck werden alle Kruzifixe äußerlich und ärmlich, alle Kirchenlieder weiblich und weich. Noch einmal blicken wir zurück auf den letzten Tag Jesu. Vergeblich versucht unsere Seele das Menschheitserlebnis dieses Tages auszusprechen. Einige kurze,

klare Worte über ihr Unrecht, ein hoheitsvolles Wort vor den Richtern über sein Recht, ein Schlußbekenntnis, in dem sich das ganze Leben majestätisch zusammenfaßt und mit Wucht noch einmal der Welt entgegenwirft, schlicht und bestimmt, furchtlos und feierlich, anspruchslos und übermächtig, der letzte starke Ton, in dem das Lied erstirbt — dann wird es still, ganz still. Wohl schlägt die Angst noch einmal aus der Seele empor, aber nichts von Haß, nichts von Enttäuschung und Empörung. Eine ernste Stille breitet sich um das Kreuz. Der größte Kampf wird gekämpft. Höchste Not ringt an gegen höchste Reinheit. Angst und Qual branden gegen Gottvertrauen und Ergebungswillen. Der Hohn triumphierender Bosheit stürmt an gegen die göttlichste Güte. Sie siegen nicht. — Der Friede am Kreuz wird plötzlich noch tiefer und feierlicher. In den hochaufschäumenden Wogen der menschlichen Sünde ist das herrlichste Leben untergegangen — um am Ostermorgen siegreich und glorreich in einer höheren Welt aufzuerstehen und nicht mehr zu vergehen! —

Nur in den größten Hauptzügen wollten wir dies Leben hier an uns vorüberziehen lassen, dies Leben, das die allerhöchste Weltbedeutung gewann von allen Leben, die je gelebt wurden, dies Leben, so kurz an Jahren und so groß an Wirkung, so abgebrochen und so vollendet, so gewaltsam geknickt und so selbstmächtig zu Ende gelebt, so fern in der Zeit und so nah im Geist, ein Leben, das kaum mehr Feindschaft in der Welt hätte finden können und das so unendlich



viel Freude über die Welt gebracht hat. Was ist das Große an diesem Leben? Was finden wir, wir Großes an ihm? In nüchternster Ruhe fragen wir. Wir fragen nicht: Was hat in jenem Jahrhundert gewirkt oder auch nicht gewirkt an diesem Leben? Wir bringen unsre eigene Seele an dies Leben heran und suchen mit unsrer eigenen Seele in den Hintergründen und Geheimnissen dieses Lebens. Die Bekenntnisse der Vergangenheit können uns nicht helfen und sollen uns nicht hindern. Unser soll und muß das Erlebnis sein. Wo ist das Große?

Jesus hat nichts erfunden und hat nichts entdeckt, er hat nichts gestürzt und hat nichts gegründet. Als er starb, war das Angesicht der Erde äußerlich nicht anders geworden. Die Kranken, die er geheilt, sind alle wieder gestorben. Die Worte, die er gesprochen, lebten nur in einigen einfachen Herzen. Was er an Werken getan hatte, wurde von andern auch erzählt. Was er an Worten gesagt hatte, ließ sich am Ende bei andern auch nachweisen. Wo ist das Große?

Da sehen wir zunächst, wie merkwürdig dies Leben aus der eignen Innerlichkeit aufsteigt. Außersordentliche Ereignisse haben in diesem Leben gewiß nicht gefehlt, aber unser Blick bleibt ganz gebannt von der Innerlichkeit, die sich daran offenbart. So notwendig, so unnotwendig wie das Leben Jesu erscheint kein anderes Leben. Fast sieht es aus, als habe das innere Leben die äußeren Ereignisse aus sich heraus geboren. Der Ruf des Johannes und der Zulauf des Volkes, der Haß der Gegner und das

Hilfesuchen der Kranken, der Entscheidungskampf und das Endleiden, alles ist nur wie der äußere Anlaß und Anstoß, an dem das Innere Jesu zur Offenbarung kommt. Nichts Äußeres hat ihn anders gemacht, aber alles Äußere hat ihn offenbar gemacht, immer mehr offenbar. Wir übertreiben nicht. Wir vergleichen ruhig mit jedem andern Leben, mit Cäsar, mit Goethe, mit Buddha. Wo ist ein Leben, in dem so Wort um Wort, Tat um Tat geboren sind aus der Tiefe des eignen Wesens? Wo ist ein Leben, das so frei ist vom Wechselspiel zwischen Zufall außen und Willkür innen? Frei strömt dies Leben aus der eignen Tiefe. Der Strom steigt höher oder gräbt tiefer, wenn er Widerstand findet. Aber er ist getragen von der eignen Kraft.

Und diese Kraft strömt stark. Wie sehr hat es Jesus an äußerer Anregung gefehlt! Die Bildung der Zeit kannte er kaum. Bedeutende Menschen sind ihm nicht begegnet, außer dem Täufer, dem er alsbald groß gegenübertrat. Alle Kraft mußte aus der eignen Innerlichkeit aufgebracht werden. Auch das alte Testament bestimmte ihn nicht, sondern erweckte ihn nur. Frei schaltet sein Geist mit ihm, waltet über ihm, und ist sich selbstverständlich, nicht am wenigsten, wenn er dem alten Testament widerspricht. Keine Freundschaft und kein Familienleben, keine Kunst und kein Genuß war ihm Lebensbedürfnis. Er brauchte niemand und konnte immer geben. Ein einheitlicher Geist, reich in sich selbst und stark über alles, prägt sich in Worten und Taten dieser Welt ein, aus der Ver-



borgenheit hervorgekommen, aber in ewiger Eigenart durch die Jahrhunderte strahlend.

Diese starke Innerlichkeit jedoch ist zusammengefaßt und zusammengehalten von einem einzigen königlichen Willen. Was Jesus auch tun mochte, alles tut er aus demselben Grunde; im tiefsten Sinn des Wortes „Grund“. Wenn er die Kranken heilt, wie wenn er die Kranken meidet, wenn er sich seinen Feinden entzieht, wie wenn er ihnen entgegenzieht, wenn er bei den Juden bleibt, wie wenn er doch den Heiden hilft, wenn er in der Verborgenheit weilt, wie wenn er stracks gegen Jerusalem sich wendet, wenn er die Hand mit der Geißel erhebt, wie wenn er seine Hände ausbreitet, um sich kreuzigen zu lassen — aus dem Grunde seiner Seele, aus dem Grunde seines Lebens klingt immer derselbe eine, einzige, einheitliche Wille. In alle Worte und Taten scheint dieser Wille mithineinzufließen, oder vielmehr Worte und Taten scheinen alle aus diesem einen Willen herauszufließen. Wer zum erstenmal durch alle Taten und Worte hindurch ganz auf den Klang des Willens lauscht, der im Grunde des Lebens Jesu lebt, der ist überrascht und überwältigt von dem starken, reinen Klang, der an unsre Seele dringt. Da ist ein Leben, das wirklich einen Ton von sich gibt, einen klaren, starken, erhabenen Ton.

Wir denken an andre Männer, deren Leben Willensoffenbarung war. Aber eben indem wir an sie denken, geht uns das Höchste auf. Jesus hat keinen eignen Willen gehabt. So kraftvoll er wirkte in der

Weltgeschichte, sein Wille war kein eigner Wille, sondern ein Überwille über seinem Willen. Ganz eigenartig eins ist er mit diesem Überwillen, so daß sich erst allmählich dies Geheimnis seines Lebens vor unsern Augen enthüllt. Man konnte ihm nicht übler unrecht tun, als wenn man sagte, er habe immer geklagt und gedroht, weil ihm die erwartete Ehre nicht widerfuhr. Kein eigenes Begehren wohnte in ihm, wohl aber das Begehren Gottes nach der Welt. Er nahm sein Leben einfach aus dem Willen Gottes heraus. Er setzte sich kein Ziel, er faßte keinen Entschluß, er verwirklichte keinen Wunsch, sondern er nahm Tat um Tat und Wort um Wort aus dem Willen Gottes, von Stunde zu Stunde. Rein ragt ein mächtiger Weltwille in ein menschliches Wesen hinein. Darum klingt es in allem, was er sagt und tut, wie aus Urteufen des Weltgeheimnisses. Wo ist Ähnliches in der Welt dagewesen?

Dieser Wille aber lebt und strebt mit allen Kräften dem Heil der Menschheit entgegen. Auch wenn sich Jesus nur ans eigne Volk wandte, geschah es nicht, weil er das Heil der Menschheit nicht wünschte, sondern gerade weil er es verwirklichen wollte. Hätte er dies Heil vom Himmel herabwollen können, er hätte es getan. Das Heil, das Heil der Menschen — all sein Wollen spannt sich nach diesem Ziel, all sein Sehnen glüht nach dieser heiligen Hoffnung, all sein Freuen und Leiden, Hoffen und Sorgen drängt nach dieser Zukunft. Ein Menschenleben, in seinem Denken, Fühlen und Wollen erfasst und erfüllt von einem



Überwillen, der auf das höchste Heil der Menschheit gerichtet ist, ein Menschenleben, in dem ein starkes, überstarkes Selbst lebt und doch gar keine Selbstsucht, ein Menschenleben, verwandelt in höchsten Heilswillen, höchster Heilswille, gelebt als Menschenleben: das war das Leben Jesu. Wer das zum erstenmal wirklich schaut, kann sein Auge kaum von dem wunderbaren Eindruck abwenden.

Ist es zu viel gesagt, daß uns an Jesus überhaupt erst eine Ahnung aufgeht, was „leben“ heißt, was das Leben sein könnte, sein will? Kein wirres, willkürliches Durcheinander von Ereignissen und Erlebnissen, sondern eigne innere Tat, die sonnengleich aus Weltgrundtiefen aufsteigende Offenbarung einer Persönlichkeit. Kein allerlei Tun und allerlei Leiden, sondern der Gang eines gottgeborenen Geistes durch die Geschichte. Unerforschlich in seiner Art und unergründlich in seinem Reichtum taucht ein Wesen aus dem Weltgeheimnis empor, wird sichtbar, wird scheinend am Stoff der äußeren Ereignisse und webt sich selbst hinein in die Weltgeschichte. Eben am Leben Jesu aber ahnen wir, daß es eine Höhe des Lebens gibt, wo das Menschenleben sich über sich selbst hinaushebt, wo es hineingehoben wird in ein höheres Leben, wo es sich leben lassen muß, wenn es wahres Leben sein will, von einem höheren Leben, das in ihm lebendig wird. Das höchste Leben kann uns nur geschenkt werden aus der Tiefe des Weltwillens, aus Gott. Was uns Tag für Tag geschenkt wird aus der Tiefe des Weltwillens, das und nur das ist wahrhaft Leben.

Wir lassen uns Auge und Herz durchglühen von dem Wunder des Lebens, das sich uns nun entschleiern. Wo Kraft sich schöpferisch auswirkt, da ist Leben. Wo geistig-seelische Kraft sich schöpferisch auswirkt, da ist menschliches Leben. Wo die höchste geistig-sittliche Kraft des Weltalls sich schöpferisch auswirkt, da ist göttliches Leben, das allein wahre Leben. Dies schauen wir an Jesus. Wir fragen nicht weiter. Wir theologisieren nicht und theoretisieren nicht. Aber wir haben ein neues, freies, frohes Verständnis für Jesus gewonnen. Und wir haben auch ein neues, freies, frohes Verständnis für das Leben gewonnen. Wir ahnen an Jesus die heilige Einheit, zu der sich der Menschengeist vom Gottesgeist durchleben lassen kann, durchleben lassen soll, und die herrliche Reinheit, in die er sich dadurch verklärt. Wir ahnen an ihm, wie der Mensch Gott und Gott Mensch werden kann und soll und will. —

---



## Die Persönlichkeit.

Wir suchen durch die Weiten der Jahrhunderte und durch die Trübungen der Überlieferung hindurch mit unsrer Seele Jesus zu erleben. Eine Welt hoher Reinheit umfängt uns. Aus dieser Welt dringt eine vollmenschliche Stimme zu uns herüber. Sie redet zu uns in echter, lauterster Menschlichkeit, mit unbedingtem Ernst der Forderung und mit unergründlicher Güte.

Das ist der erste allgemeine Eindruck, den wir von Jesus empfangen. Wir suchen uns nun seinem Wesen langsam von außen her zu nähern. Was wissen wir über sein Äußeres? Nichts, gar nichts. Auch nicht die kleinste Kunde hat sich darüber erhalten, wie diese Seele sich in Sichtbarkeit kleidete. Wer will, kann die Berichte dahin deuten, daß sein Auftreten großen Eindruck machen konnte. Die Händler im Tempel waren schwerlich so schüchterne Menschen, daß sie einem einzelnen so leicht das Feld räumten. Doch haben sich die Oberen des Volkes und hundert andere ohne Mühe dem Eindruck seiner Persönlichkeit entzogen. Menschen über Menschen sind an ihm vorübergegangen, haben ihn gesehen und gehört, ohne auch nur die entfernteste Ahnung davon, daß von diesem Menschen die Weltgeschichte das Größte und Göttlichste sagen wird. Daß Jesus Entbehrungen wohl gewachsen war, befundet sich uns da und dort in den Berichten. Des Schlafes scheint er weniger bedurft zu haben als seine

Jünger; er steht auf, wenn alles schläft, er wacht auf den Bergen, er wacht in Gethsemane. Aber er erliegt den Qualen der Kreuzigung bald; Pilatus, der sich darauf verstand, soll sich gewundert haben, daß er schon tot war. Kaum würden wir diese Kleinigkeiten erwähnen, wenn sie nicht am besten verrieten, wie wenig wir wissen. Nur dies scheint festzustehen, daß Jesus in seinem anforderungsreichen Leben wenig Widerstände vom eignen Leib her zu überwinden hatte. Auch das Fluten von Heilkräften läßt auf einen geistbeherrschten Körper schließen.

Aber welcher Geist lebte und herrschte in diesem Leib? Der Geist eines Propheten und nicht der Geist eines Philosophen. Wer in den Reden Jesu, die uns die älteren Evangelien erzählen, den Geist erhabener Überweltstruhe des Denkens sucht, wie er in den Gesprächen Platos oder in den Reden Spinozas lebt, der sucht vergebens. Viele philosophische Fragen bleiben überraschend unangerührt, selbst solche, von denen man denken sollte, daß sie auf Schritt und Tritt am Wege Jesu emporgewachsen und ihm beinahe den Weg versperrten. Wie verhält sich Gottes Allmacht und die Freiheit des Menschen? Wie verhält sich Gottes Liebe und die Macht des Bösen? Wie kann Gott die Menschen im Endgericht einfach in Gute und Böse scheiden? Wie kann Gott die Sünden der Zeit beantworten und bestrafen mit den Übeln der Ewigkeit? Wir wundern uns, wie wenig es Jesus Bedürfnis war, solche Fragen aufzunehmen in sein Denken und zu durchleuchten mit seinem Erleben. Mag immerhin



solches Fragen weder dem Geist der Zeit gelegen, noch dem Geist des Volkes gewohnt gewesen sein, man muß doch klar sagen, was Jesus nicht war, um klar zu sagen, wer er war. Ihm eignete nicht das stille Sinnen über Dinge des Denkens, wohl aber der tiefe Blick in das Wesen der Wirklichkeit, die unvergleichlich großartige Gabe, die wir die religiöse Intuition nennen, wo der Einzelgeist den Weltgeist ahnend errät und versteht wie das Kind den Vater. Jesus dachte nicht in Begriffen, sondern in Bildern, in denen das Wesen der Sache leuchtete wie im kleinen Spiegel die große Sonne; das Wort „Vater“ war ein solcher Sonnenspiegel. Er entdeckte nicht Wahrheiten, aber er erlebte Wahrheit, wunderklare Wahrheit. Er sah nicht durch die scharfe Brille der Logik, aber er schaute wie im Licht des Geistes selbst; so sah er, wie von Gott aus, in die Tiefen der wahren und der falschen Frömmigkeit. Er erging sich nicht auf den entlegenen Höhen des reinen Gedankens, aber er lebte im Herzen der Wirklichkeit und des Weltgeheimnisses; so sprach er von dem verborgenen Gott, der seine Sonne aufgehen läßt über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Manchmal glauben wir es in den Evangelien ganz unmittelbar mitzuerleben, wie ihm seine großen Gedanken kommen, „wie wenn der Blitz aufleuchtet vom Ausgang bis zum Niedergang“. Nicht Errungenschaften langsamen und mühsamen Denkens sind seine Gedanken, sondern Erleuchtungen, aufflammend aus der Berührung seiner Seele mit dem innersten Wesen der Dinge.

Seine herrlichsten Worte sind wie geboren aus der tiefen, göttlichen Empfindung des Augenblicks, der sich in einem reinen Geiste gleichsam selbst erlebt. „Freuet euch nicht, daß euch die Geister untertan sind, sondern freuet euch, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind“. „Wer ist meine Mutter und meine Brüder? Wer den Willen Gottes tut, der ist meine Mutter und meine Schwester und meine Brüder.“ Nicht selig der Leib, der dich getragen, sondern „selig, die Gottes Wort hören und bewahren“. Wie Geschenke, die sein Geist unmittelbar aus der Tiefe des göttlichen Geistes empfängt, erscheinen solche Worte unter den Menschen. So hat Jesus seine Stelle nicht unter den Philosophen, aber in der Philosophie selbst gefunden. Leben war ihm nicht Denken und Denken nicht Leben, wie so manchem großen Geist der Geschichte, aber sein Denken wie sein Leben war Äußerung des einen Gottesgeistes in ihm, der in allem lebte. Harmonisch und organisch strömt Leben und Denken hervor aus dem Grundwillen seines Wesens. Es ist ein Entzücken, seinen Geist in seinem feinen vielfältigen Erstrahlen zu betrachten: die geistige Klarheit, die ins Innere der Dinge und Menschen dringt, die das seh nende Suchen ebenso durchschaut wie die ablehnende Abwehr; die geistige Kraft, die den Gedanken zu zwingen vermag in die glückliche Form; die geistige Schärfe, die so sicher Schein und Sein zu scheiden weiß, wie in den Schilderungen der pharisäischen Frömmigkeit; die geistige Kühnheit, die sich nicht scheut, die Wahrheit mit einseitiger Wucht vor die Seele zu stellen, daß sie



nicht zu vergessen und nicht zu verwechseln ist, wie in den Worten der Bergpredigt; die geistige Größe, die im gefährlichsten Augenblick durchbricht mit einem ganz großen Wort, die keine Verlegenheit und keine Verleugnung kennt, die mit sieghafter Überlegenheit „mitten durch sie hinwegschreitet“, wie in den Streitgesprächen mit den Pharisäern; die geistige Feinheit, die seelischen Regungen und Bewegungen einen so zarten, reinen, fast leuchtenden Ausdruck zu geben vermag, wie in den Gleichnissen vom verlorenen Sohn, vom barmherzigen Samariter; die geistige Gewalt, die gleich einem unwiderstehlichen Gewitter über die Gegner hereinbricht, wie in den Weherufen gegen die Volksführer und Volksverführer. Eine überaus glückliche geistige Eigenart stellte sich seinem weltgeschichtlichen Werk zur Verfügung. Was ihm fehlte, hätte ihn abgelenkt; was er bedurfte, hatte er herrlich. Diese Harmonie der geistigen Kräfte hat aber einen ganz besonderen Feierklang. Sie ist nicht nur glückliche Gabe der Natur, sie ist innerste sittliche Wesensmacht, die alle Gaben beherrschend durchdringt.

Wir treten durch den Geist Jesu in seinen Charakter ein. Kein ausgedachtes Vollkommenheitsideal begegnet uns da, an dem die Tugenden nebeneinander aufgetragen sind wie die Farben auf der Palette, sondern ein Mensch, ein ganzer Mensch, bei dem eine lebendige Eigenart durch alle Eigenschaften hindurchleuchtet wie Licht durch vielfarbige Fenster. Das natürliche Wesen Jesu gibt sich vor allem in einer starken, raschen, ungemein lebhaften Empfindungsfähigkeit

zu erkennen. Noch in den Evangelien erleben wir es mit, wie die Empfindung manchmal stürmisch in Jesus aufwallt und leidenschaftlich aus ihm hervorbricht. Als Petrus bei der ersten Andeutung kommender Leiden mit einem gewissen freundschaftlichen Wohlwollen seine wohlgemeinte Weisheit vorbringt, da muß er sich das jähe, harte Wort gefallen lassen: „Weiche von mir, Satan, denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist!“ Gewiß würden wir eine solche Zurückweisung heute als zu hart empfinden. Damals aber, als alle Welt von dem Glauben durchdrungen war, daß böse Mächte jeden Augenblick in den Menschen eingehen und durch ihn reden können, konnte sich Petrus nicht nur erschrecken, sondern auch entschuldigt fühlen, konnte er nicht nur eine bittere Beleidigung, sondern auch eine wohlthätige Warnung heraushören. Doch zeigt uns dieses Wort lebendig, wie gewaltig das Gefühlsleben in Jesus auf und ab wogte, wie wenig er unvorhergesehene Überfälle von dorthen ertragen konnte, wo er sich seine Bundesgenossen suchte, wie leidenschaftlich sich auch seine lebhafteste Empfindung gegen das Leiden aufbäumte. Noch mehr Bedenken erweckt vielen die Energie, mit der Jesus die Pharisäer bekämpfte. Haben sie nicht auch in ihrer Art das Beste gewollt? Hat er ihnen nicht unrecht getan? Haben sie die Verachtung der Jahrhunderte verdient, die seit Jesu Reden auf ihn lastet, die alles, was aner kennenswert war an ihnen, in Vergessenheit brachte? Wir empfinden keine Notwendigkeit, Jesus zu verteidigen. Aber wir



dürfen wohl daran erinnern, wie alles gewesen ist. Jesus hatte die hohe Pflicht zu kämpfen, nicht gegen die Pharisäer, sondern gegen die falsche Frömmigkeit. Und Jesus hatte das heilige Recht zu verurtheilen, wo nicht jeder andere auch hätte verurtheilen dürfen. Nicht nur, daß sein ganzes Lebenswerk davon abhing, ob es gelang, die Augen zu öffnen gegenüber der alten Autorität; nicht nur, daß er die Heuchelei, das ist Herzenshalbheit und Herzenshoffart, als gefährlichsten Feind Gottes ganz anders empfinden mußte und entlarven durfte als andere; nicht nur daß uns die Milde seines Anfangs und das Schweigen seines Endes bezeugen, wie sehr ihn der sachliche Kampf beherrschte und nicht die persönliche Empfindlichkeit — als sie ihm persönlich am wehesten taten, blieb er völlig stumm —; ganz abgesehen von dem allen gibt es in der That keinen größeren Gegner des Göttlichen als den frommen Dünkelwahn, der unter der Decke der Selbstzufriedenheit die eigene Empfänglichkeit für das Göttliche ersticken und ersterben läßt. Hier hilft nur wuchtiges Zertrümmern der eingebildeten Herrlichkeit. Die Menschheit würde viel ferner von der Wahrhaftigkeit und von der Wahrheit sein, wenn die Leidenschaft Jesu gegen allen frommen Schein und gegen alle Scheinfrommen nicht in ihr nachzitterte. Wer aber da und dort die leidenschaftliche Lebhaftigkeit Jesu bedauern wollte, der möge auch erkennen, was wir ihr alles zu danken haben. Ihr danken wir die großartige Stunde des Tempelsturms, wo Jesus, erschüttert durch all die Entweihung, die er sieht, dem

Aufbrausen seiner heiligen Empfindungen keinen Einhalt gebietet, sondern die tief erregten Wogen seiner Gefühle frei ausströmen läßt in einer großen, starken That, ohne alles Fragen nach den Folgen. Ihr danken wir auch das wundervolle Überwallen seiner Seele zu den Sündern hin, wie es die Geschichte von Zachäus zeigt, wo ein einziger sehnstüchtiger Blick mitten im Gewühl der Menge das tiefste Mitfühlen seiner Güte weckt — und sein ganzes Wesen flammt auf in Erbarmen, ungeachtet aller Meinungen der Menschen und aller Schädigungen seiner Sache, ungeachtet seines eigenen ersten Entschlusses, Jericho nur zu durchziehen. Ihr danken wir den hoheitsvollen Heroismus mancher Jesusworte, in denen die ganze, gewaltige Glut der Jesusstimmung für alle Zeiten fortlebt: „Ärgert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir!“, und danken ihr ebenso die zarten Szenen, wo Jesus seine Seele, trotz Haß der Menschen und Not der Zeit, völlig ausfüllen läßt von der Herrlichkeit einer Feldblume oder von dem Schöpfungsadel einer Kinderseele. Ihr danken wir die starken Streitworte Jesu, aus der innersten Empfindung für den Augenblick geboren, und danken ihr ebenso die ergreifenden Ausbrüche seiner Herzensfreude wie dort am Gotteskasten, als er die Witwe ihr Scherflein geben sah. Ihr danken wir das volle, freie Verständnis für das Leben, das in den Gleichnissen Jesu zu uns spricht, und danken ihr auch so ernst erhabene Stunden wie die Stunde von Gethsemane. Immer ist Jesus mit ganzer Seele im Augenblick aufgegangen, rein



und rückhaltlos im Augenblick mit allen seinen Ansprüchen. Oder vielmehr der Augenblick ist in ihm aufgegangen, ist in ihm herrlich aufgeblüht, der Augenblick hat aus dem reichen und reinen Leben seiner Seele göttliche Blüte gewonnen. Beobachtet man Jesus in der Art, wie seine Seele sich äußert, so weiß man nicht, worüber man sich mehr verwundern soll, über die Fülle seiner Empfindung oder über ihre Reinheit, über ihre Sicherheit oder über ihre Unbefangenheit. Wie völlig und frei gibt er sich seiner Todestrauer hin in Gethsemane, großartig unbekümmert darum, was seine Jünger von einem Meister und Messias denken, den sie zagen und flehen sehen. Nur wer nichts zu verbergen hat, kann so wahr sein vor den Menschen bis in die Tiefe hinab. Wäre Jesu Bewußtsein seiner selbst und seiner Sendung nicht urlauter gewesen, so wäre dies Aufgehen im Augenblick undenkbar gewesen. Nun aber erleben wir es mit immer neuem Reiz, wie Dinge, Menschen und Geschehnisse nach einander an seine Seele pochen, und ihnen allen antwortet eine einzig herrliche Seele in echtester Empfindung.

Wir beobachten nun besonders, wie Jesus den Gefahren entgeht, die einer lebhaften Empfindung drohen. Nicht immer hält ja der Geist die Zügel der Gefühle fest. Die Gefühle schweifen frei, und wenn sie zurückkehren zum beherrschenden Geist, dann ist allerlei Unheil geschehen, das dem lebhaften Gefühl zugute gehalten werden muß. Nichts derartiges begegnet uns bei Jesus. Sein Gefühlsleben erscheint wie geistdurchlichtet. So kommt es, daß seine Worte

oft bei der äußersten Ausgeflügeltheit nicht hätten glücklicher gesprochen werden können. Und doch lebt das volle, warme, frische Leben seiner Seele in ihnen. Schöner kann man dies schwerlich sehen als an der Geschichte von der Ehebrecherin, die zwar seltsamerweise erst vom dritten Jahrhundert an in den Handschriften auftaucht, die aber wohl sicher Jesus zugehört und keinem andern. „Meister, diese Frau ist ergriffen worden auf frischer Tat im Ehebruch; Moses hat uns im Gesetz geboten, solche zu steinigen; was meinst du?“ Jesus schweigt, vielleicht empört über die Rohheit dieser Sittenrichter, die den Sündenfall eines Menschen zu einem Streitfall für ihre Rede und den schwierigen Fall dann noch zu einer schmachvollen Falle machen, vielleicht ergriffen von Mitgefühl für die Frau, deren Verirrung zur Volksbelustigung dienen soll, vielleicht erfüllt von der Erwartung, ob nicht ihr Schamgefühl aufwachen will. Dann aber spricht er nur ein Wort: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!“ Und kein Mensch der Welt hätte in diesem Augenblick ein glücklicheres Wort sprechen können. Die Ankläger sind entwaffnet, die Gewissen sind geweckt, die Tugendhelden sind gedemütigt, der Streit ist beendet, die Falle ist zerstört, die Frau ist gerettet, der Volksauflauf ist aufgelöst. Und hinter dem Gesetz des Moses, das unangetastet bleibt, ragen hoch die größeren Gebote der Selbsterkenntnis und der Vergebung in den Schauplatz herein. Jesus selbst aber, unangreifbar groß vor seinen Feinden stehend, hat



den Weg frei zum Herzen eines Menschen, dem er helfen will. Man kann nur ahnen, wie die Seele fein mag, die solches mit einem einzigen Worte erreichen kann. Aber schon eine solche Ahnung ist ein Erlebnis von innerlichster Erhebung. Wie mit allerfeinster Berechnung ausgekünstelt und ausgeklügelt erscheint ein solches Wort. Und doch lebt das volle Leben Jesu darin, der innerste Jesus, wie wir ihn nur je kennen gelernt haben. Das ganze Licht der Seele Jesu leuchtet rein aus ihm heraus, als sei es auf seinem Weg nirgends von Gedanken und Erwägungen aufgehalten worden, und wie von selbst leuchtet es doch in den feinsten Formen des Geistes. Das tiefste Empfinden der Seele bricht in ungebrochener Kraft hervor, aber es fließt hinein in die geistesfeinen Gedankenbahnen, die ein wundervoll in sich sicherer Geist wie unwillkürlich ihm weist.

Kaum minder merkwürdig als das Verhältnis zwischen Gefühl und Geist ist bei Jesus das Verhältnis zwischen Gefühl und Willen. Lebhaft empfindungen bringen leicht den Willen aus der Bahn. Bei Jesus flutet ein breiter, mächtiger Strom des Willens im Untergrund seines Lebens, und alles noch so lebendige Spiel der Wellen augenblicklicher Erregung ist vom Grundstrom sicher getragen. Völliges Aufgehen im Augenblick und starkes, stetes Streben zum letzten Ziel, anscheinend unvereinbar, erscheint bei ihm aufs sicherste vereint. Auch hier soll es uns eine Geschichte zeigen: die Erzählung vom Zinsgroschen. „Ist es recht, daß man dem Kaiser den Zins zahle?“

Wir wissen, daß diese Frage, mit ebensoviel Feinheit wie Feindseligkeit ausgedacht, rings um Jesus Abgründe aufstut. Wie er auch antworten mag, er scheint verloren. Aber in siegreicher Hoheit geht er durch alle Gefahr. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ Wieder diese wie ausgeflügelte Wahl der Worte, wieder diese Zartempfindlichkeit für alle Ansprüche des Augenblicks, aber doch vor allem Wucht eines ganz gewaltigen Gotteswillens. Daß Jesus ihnen in diesem Augenblick eine Bußpredigt halten kann, daß er die Gelehrtenfrage, ob man dem Kaiser Zins zahlen soll, alsbald umgewandelt hat in die Gewissensfrage, ob sie ihrem göttlichen Herrn den Zins der Ehre entrichtet haben, daß er gar nicht an sich und gar nicht an Sieg zu denken scheint, daß er die große Gottesforderung über sie kommen läßt wie eine Offenbarung und sie in einem Augenblick den Grund ihrer Verknächtung unter die Römer, die Halbheit und Hohlheit ihrer Führer, die Tiefe seines Gegensatzes gegen sie, den hohen Geist seines Messiasiums, die Größe seiner Gottesforderung erblicken läßt, das war nur möglich, wenn der reinste Gotteswille den Grund seines Wesens lebendig erfüllte. Der eine starke Grundwille seines Lebens ist wie tiefer, klarer Orgelton, auf dem die Empfindungen des Augenblicks reich und frei und sicher wie edle Melodien spielen. Man vernimmt die Musik des Lebens Jesu, wenn man diese heilige Harmonie hindurchzuhören beginnt. Von da aus wird uns nun vieles verständlich. Wir verstehen es nun, wie Jesus



so frei in jeder kleinen Freude aufgehen kann und doch den erschütternden Ernst seines Lebens immer fühlen läßt, wie lebendigste Leidenschaft in diesem Leben sich auslebt und doch den Ton urewiger Ruhe, in dem dies Leben erklingt, niemals übertönt, wie das Herz Jesu voll reinen Mitgefühls jeder Noth entgegenschlägt und doch eine so herbe Hoheit im Hintergrund immer mächtig zu spüren gibt, wie das volle Verstandnis vorhanden ist für alle Schwäche und Sünde, und doch ein wundersamer Duft der Reinheit über das ganze Leben gebreitet bleibt, wie das feinste Feingefühl die Wahl der Worte lenkt und doch der Klang der Wahrheit so adelig aus diesem Leben tönt.

Wir glauben wirklich nichts auf Jesus übertragen und nichts an ihm übertrieben zu haben, sondern einfach zu sagen, was wir sehen. Indem wir seinen natürlichen Charakter betrachteten, sahen wir schon sein sittliches Wesen überall machtvoll hindurchscheinen. Nun gilt es, dies durchscheinende Licht selbst noch genauer ins Auge zu fassen. Ein Licht schildert man nicht, indem man es in einzelne Farben zerlegt, sondern indem man es nach Art und Kraft beschreibt. So nennen wir nun nicht Tugend um Tugend und suchen sie im Leben Jesu zu finden, sondern wir beobachten ihn lebendig in der Art, wie er sich auf die Forderungen des Lebens äußert. Eine Eigentümlichkeit will im Voraus erwähnt sein. Als der Ruf zu seinem Werk an ihn kommt, tritt Jesus in merkwürdiger Weise innerlich fertig vor die Menschen. Seine ganze

Kraft und sein ganzer Kampf dient, soviel wir sehen, dem Heile seines Volkes. Gegen eigne Fehler hat er, wie es scheint, nicht zu kämpfen gehabt. Die großen Kämpfe in seinem Innern gehen um das rechte Verständnis des Willens Gottes, wie die Versuchungsgeschichte zeigt, und um die rechte Ergebung in den Willen Gottes, wie Gethsemane bezeugt. Sie gehen nicht gegen das Böse in der eignen Brust. Wem Jesus dadurch erdenfremd und menschenfern erscheint, der sage uns doch, ob er's anders findet. Man kann uns vielleicht an das Wort erinnern: „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut als Gott allein!“ Aber dies Wort vermag für sich allein das Bewußtsein eigner Verschuldung bei Jesus niemals zu beweisen. Wollte Jesus nicht das gedankenlose Spielen mit dem inhaltsschweren Wort zurückweisen, so wollte er vielleicht das große Wort „gut“ dem kampflos reinen Gott allein vorbehalten wissen, sicherlich aber wollte er nicht eigne Verfehlungen andeuten. Jesus zeigt uns die zarteste Feinempfindlichkeit im sittlichen Fühlen, wenn er etwa dem Unversöhnlichen nicht erlaubt, Gott auch nur die kleinste Gabe auf dem Altar darzubringen, er zeigt uns die stärkste Reizbarkeit im sittlichen Urteil, wenn er einen Gottesdienst mit einem Nebengedanken stiller Selbstgefälligkeit gar nicht ertragen kann, er zeigt uns die hehrste Strenge im sittlichen Willen, wenn er schon den begehrlichen Blick nach dem Weibe als Ehebruch empfindet. Dennoch keine Andeutung eigner Verfehlungen, keine Erinnerung eigener Niederlagen, kein Bewußtsein böser



Begierden, kein Gedanke an eigne Unwürdigkeit, kein Gedrücktsein von eigener Unzulänglichkeit, selbst bei höchstem Berufsbewußtsein nicht einmal ein Dankeswort für unverdiente Gnade. Oder haben wir dies Bild Jesu nur den Berichten zu danken? Hätte wohl ein lebendiges Bild so von allen Dunkelheiten gereinigt werden können, ohne an seiner Farbenfrische zu verlieren?

Doch es genügt nicht, von dem zu reden, was Jesus nicht war. Gewisser und gewinnreicher ist uns, was er war. Wir beobachten nun, wie die Anforderungen des Lebens nacheinander zu ihm kommen und ihn nach seinem Wesen fragen. Als der Gottesruf des Johannes ihn erreichte, da hieß es auch für ihn: Gehe aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will! Buddha löste sich gewiß nicht weniger vollkommen los aus allen Verhältnissen und konnte der ehemaligen Gattin nachmals gegenüber treten, als sei sie ihm völlig fremd. Dies ist aber gerade das menschlich so Große und Frohe an Jesus, daß er die Liebe behält, wo er die Freiheit gewonnen hat. Er macht sich frei von der Heimat und fühlt sich doch in Heimatfreude zu ihr hingezogen, um ihr seine Frohbotschaft zu verkünden. Als sie ihn aber abweisen, da hören wir keine Wehklage und keine Anklage, sondern das überlegen freie Wort: „Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterland.“ So lebt er über der Heimat und liebt sie doch. Auch für alle Familienfreunden behält Jesus den voll empfänglichen Sinn. Er sah gern in Kinderaugen und wußte vom Vater-

herzen innig heilige Dinge zu erzählen. Und doch spricht er das gelassen gewaltige Wort: „Wer ist meine Mutter und meine Brüder? Wer den Willen Gottes tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.“ Edle Erhabenheit über die Welt und volle Erschlossenheit gegenüber der Welt, beides gleich echt und gleich stark, so ganz verschieden und so eng verbunden — wie ergreifend ist dieser Eindruck!

Zur einmaligen Befreiung kommt aber noch die tägliche Entbehrung. Ruhelose Wanderschaft von Ort zu Ort, mangelhaftes Nachtlager, wo es sich gerade gab, auf dem Boot oder unter den Bäumen, notdürftige Nahrung, wie sie die Feigenbäume am Wege oder die Ähren auf dem Felde boten — das war Jesu Los. Gewiß haben viele Ähnliches ausgehalten. Aber so selten und so seelengroß davon gesprochen hat kaum einer. Nur zwei Gelegenheitsworte finden wir darüber im Mund Jesu. „Die Füchse haben ihre Gruben und die Vögel unter dem Himmel ihre Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlegte.“ Das ist gesprochen zu einem, der ihm folgen will. Wir fühlen durch dies Wort hindurch, wie Jesus die Ruhe der Heimat kannte und allen gönnte, und wie er die Hoheit der Heimatlosigkeit für sich erwählte in großherziger Freiheit. Nichts von Selbstbedauern, nichts von Selbstbespiegeln finden wir in einem solchen Wort. Durch den freien Verzicht fühlen wir den vollen Frieden hindurch. Wer Niezsches zu Herzen gehendes Gedicht daneben hält: „Weh dem, der keine Heimat



hat!“ der muß die Größe spüren. Auch das zweite Wort ist um anderer willen gesprochen, die Frage an die Jünger am Ende des gemeinsamen Lebens: „Habt ihr jemals Mangel gehabt?“ mit der Antwort: „Herr, niemals!“ Hier klingt die Erinnerung an das entsagungsvolle, entbehrungsreiche Wanderleben noch einmal auf und verflingt in Dank und Gottvertrauen.

Jeder Beruf hat seine Versuchung. Wer mit heißer Leidenschaft das Reinste will, sieht sich immer wieder der Gefahr gegenüber, um des Sieges der Sache willen auch Mittel zu dulden, die ihre Reinheit nicht in sich selbst tragen, sondern von dem Ziele borgen, dem sie dienen wollen. Alle Welterneuerer, die wir kennen, sind dieser Gefahr erlegen. Auch Luther hat die Doppelehe des Landgrafen gebilligt. Kein Wort ist deshalb zu groß, um die Reinheit zu bewundern, mit der Jesus sein göttliches Werk frei hielt von menschlichen Mitteln und Mächenschaften. Die Begeisterung der Menschen zu verwechseln mit ihrer Besserung, erlaubte er sich keinen Augenblick. Mit seinen Gaben zu überwältigen, statt mit seiner Gottesgabe zu überwinden, verbot er sich völlig. Durch seinen Ruhm zu blenden, statt durch seine Rede zu bekehren, vermied er, wo er es nur vermeiden konnte. Eine ganz reine Entscheidung begehrte er von den Menschen. Als sie gegen ihn fiel, ging er unter, obwohl ihn halbe Nachgiebigkeit hätte retten, vielleicht hätte hoch erheben können. Wo er kämpfte, kämpfte er um die Reinheit seines Werkes, in der Wüste, als er sein Werk zuerst klar vor sich sah, auf dem Berge, als er sein

Werk überschimmert von einer Königskrone sah, in Gethsemane, als er sein Werk in Nacht und Dunkel versinken sah. In leuchtender Lauterkeit, in einer unbeschreiblichen sittlichen Hoheit und Herrlichkeit strahlt uns nun sein Werk entgegen. Er hat seine Versuchung bestanden. Er hat ein Gotteswerk vollbracht, das ganz unter den Menschen geschah und ganz für die Menschen geschah und doch rein von den Menschen blieb.

Und nicht nur, wovon er sich frei hielt, sondern wie sehr er sich treu blieb, will beachtet sein. Die ganze Kraft zur Vollendung des Werkes mußte aus dem eigenen Innern emporquellen. Die Freunde? Sie waren und blieben unverständlich und unzuverlässig. Was gehörte dazu, dies so unverblendet zu sehen, wie es Jesus sah, und so unverbittert zu übersehen, wie es Jesus übersah! Eine ernste Weissagung, eine ernste Warnung, aber hinter allem und in allem ungetrübte Güte — anderes haben sie von ihm nicht erfahren. Und das Volk? Unempfänglich und undankbar stand es dem Werk gegenüber, das ihm zu lieb, ihm zu gut geschah. Mit erschütterndem Ernst hat Jesus die Folgen vorausgesagt, mit bewegtester Ergriffenheit hat er ihr Nicht-sehen, ihr Nicht-wollen betrauert, aber kein entrüstetes, kein erbittertes, kein empörtes Wort ist über seine Lippen gekommen. Die Größe der Trauer war der Größe der Liebe gleich, war aus der Größe der Liebe geboren. Und die Feinde? Was der Reinheit Jesu gegenübertrat an menschlicher Unreinheit, was seiner Größe gegenüberstand an



menschlicher Kleinheit und Niedrigkeit, davon erfahren wir ja das Wenigste. Aber man sehe doch und suche: keine Schwäche und kein Schwanken, keine Zweideutigkeit und kein Zurückweichen, keine Heimlichkeit und keine Halbheit, nicht ein Wort und nicht eine Tat, die unter der vollen Höhe lauterer Größe zurückbleiben, läßt sich, soweit unser Blick nur irgend durch die Berichte dringt, an Jesus wahrnehmen. Wer kann es anders sagen? In voller Freiheit lebt er unter ihnen, in voller Furchtlosigkeit geht er ihnen entgegen. Allein fordert er ihre ganze Macht heraus, die Macht ihres Geistes und die Macht ihrer Gewalt. Allein erhält er sich einer ganzen Welt gegenüber auf der Höhe seines einzigartigen Anspruchs. Welche Innenkraft und Innengröße gibt sich uns da zu fühlen! Aber der letzte und größte Versucher kam noch — Gott selbst. Er führte ihn hinein in die finsterste Finsternis und fragte ihn: Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Jesus hatte alles für Gott getan — und Gott tut nichts für ihn. Jesus hatte mit ganzer Gewalt dem Gottesreich entgegengelebt — und kein Gottesreich, kein noch so schwacher Schimmer von Gottesreich kommt und rechtfertigt sein Leben. Er muß die ganze äußere Erfolglosigkeit ansehen und die ganze innere Siegesgewißheit festhalten. Er ist nur noch von Bösem umgeben und soll dabei sein Bestes bewahren, sein Bestes bewähren. All sein Ahnen, daß sein Leiden der Welt Heil bereiten hilft, hat die Furchtbarkeit dieser Versuchung nicht zu nichte gemacht, hat nur die Größe seines Glaubens ans Licht

gebracht. Die fürchterliche Finsternis der Gottverlassenheit ist sein Ende. Gott antwortet ihm nicht auf seine Fragen — und fragt ihn damit am gewaltigsten um die Antwort seines innersten Wesens. Und er besteht. Alles Zittern und Zagen verzögert seine Bereitwilligkeit nicht um eine Stunde. Er ist da, er ist bereit, er ist willig, sobald er das unabwendbare göttliche „Ich will“ zu wissen glaubt. Er ergibt sich so vollkommen, daß er, dessen Wesen lebhaftes Empfinden und kraftvolles Handeln war, zum dulddenden Schweiger geworden ist, so ganz zum schweigenden Dulder, daß Jahrhunderte nichts anderes mehr an seinem Bilde gesehen haben.

Ist es nun zu viel gesagt, daß hier eine sittliche Stärke war, die sich allem gewachsen, ja allem überlegen gezeigt hat? Man messe eine Kraft an dem Widerstand, den sie überwindet, und sie sagt uns, wie groß sie ist. Wo ist die Kraft, die ihn überwunden hätte? Und wo ist die Kraft, die ihm noch hätte entgegengesandt werden können, um ihn zu erproben? Wer das Lebendig an seinem Leben gesehen hat, der bedarf keiner Lehre von der Sündlosigkeit Jesu, der sieht mit eigner Seele Anderes und Besseres als ihm diese Lehre bieten kann, der sieht in echt menschlichem Leben und Streben die stärkste Sittlichkeit, die er je gesehen hat. Das einzigartig Herrliche aber ist die reine Einheit von Mensch und Beruf, von Beruf und Mensch, die hier so leuchtend vor uns lebt. Wo in der Welt ist eine ähnliche Einheit erreicht worden? Wir sehen nichts anderes: die Aufgaben, die der Beruf bringt,



werden vollkommen von dem Menschen erfüllt, und die Gaben, die der Mensch hat, werden vollkommen von dem Beruf erfüllt. Nirgends ragt der Beruf über den Menschen, und nirgends ragt der Mensch über den Beruf, nichts als Einheit, edelste Einheit, Einheit auf dieser Höhe des Berufs und des Menschentums! Man meint, die Sittlichkeit selbst zu sehen. Wir müssen fürchten zu übertreiben und müssen doch ebenso fürchten unter der Wirklichkeit zu bleiben, aber ist es denn nicht so: hier oder nirgends sehen wir die Sittlichkeit selbst und sehen doch nur einen echten Menschen und ein warmes Menschenleben. Soll das alles Erfindung sein oder Entstellung? Warum ist nirgends sonst ein solches Bild zu finden als bei den schlichten Evangelisten?

Aber wir sind durch das letzte Thor noch nicht eingetreten. Wir haben das Allerinnerste noch nicht betrachtet. Hinter dem sittlichen Charakter Jesu haben wir schon sein religiöses Wesen anziehend genug zu ahnen bekommen. Nun gilt es, dieses Allerinnerste seines Lebens selbst zu sehen. In unsern Berichten findet sich ein Wort, das umsomehr ein urechtes und ureigenes Jesuswort sein wird, als es niemand außer ihm hätte sprechen können und niemand nach ihm hat ernst nehmen wollen. Wie ihn der Vater eines kranken Knaben anruft: „Wenn du etwas kannst, so erbarme dich über uns und hilf!“ da antwortete Jesus: „Wenn du kannst? Wer glaubt, kann alles!“ Solche Laute haben sich öfter aus seiner Seele losgerungen. In den fleingläubigen Herzen der Jünger

hat sich auch das Wort bewahrt, das er einst zu ihnen sprach: „Wenn ihr Glauben hättet nur so groß wie ein Senfforn, so könntet ihr zu diesem Berge sprechen: Erhebe dich von hier nach dorthin — er würde sich heben.“ Sollten wir nicht in solchen Worten, gerade weil sie so rücksichtslos überfühn aus seinem Herzen hervorbrehen, dem innersten Lebensgefühl Jesu am nächsten sein? Und was dann? Dann muß Jesus in sich ein Gewoge des Lebens getragen haben, so gewaltig, wie wenn vor ihm die Welt nicht fest sei, wie wenn die Welt aus ihm neu werden wolle. Dann muß er in sich einen Kraftüberschwang gefühlt haben, so drängend mächtig, wie wenn sich in ihm die Kräfte der Schöpfung regten, wie wenn der Atem des Welterstchaffers in ihm die Welt anwehen wolle. Am Wormser Lutherdenkmal liest man das Wort: Der Glaube ist nichts anderes denn das rechte wahrhaftige Leben in Gott selbst. Nie hat sich ein Mensch näher herangefühlt an das, was für Jesus der Glaube war, als der Mann des deutschen Glaubens, Luther. Nicht der lebt im Glauben, der abgeschlossen ist für das Wort Gottes, sondern wer abgeschlossen ist an das Wesen Gottes; nicht wer Gott vertraut, sondern wer Gott anvertraut ist, fast hätten wir gesagt, angetraut ist mit allem, was er ist und hat; nicht wer den Blick auf das Göttliche einstellt, sondern wer das Göttliche einströmen läßt in sein Leben, unbedingt und ungehindert. Das ist „Glaubensleben“. Das ist Jesu Leben. Wie frei Jesus wagt von Gott her zu sein, haben wir an seinem Leben gesehen. Leicht und frei flutet sein Leben aus Gott förmlich



hervor. Dieses Leben barg in sich ein Glücksempfinden, das wir hin und wieder wie unbeherrschbar hervorbrechen sehen, ein Kraftwogen, das sich der ganzen Welt gewachsen fühlte. „Nichts wird euch unmöglich sein.“ Die ganze Kraft aber ist streng gehalten bei Gott. So stark die Flut ist, sie überschwemmt nicht die Lande, sondern bleibt in dem Bett, und wäre es noch so schmal, das der Wille Gottes ihr weist. Gehalten und gehorsam geht der mächtige Lebensstrom den Weg, den ihm ein heiliger Wille bestimmt. Nirgends scheint freilich Rede und Leben Jesu so gegeneinander zu stehen als darin, wie er allen Bitten Erfüllung bei Gott verheißt, und doch selten einer Bitte Erfüllung von Gott begehrt, wie er die Gewißheit in sich trägt, alles zu können, und den Willen, alles zu leiden. Hier stehen wir darum auch vor dem Heiligtum seines Lebens. Alles ist ihm möglich in Gott, und alles ist ihm unmöglich außer Gott. Die Reinheit der Ergebung in Gott ist ganz gleich groß wie der Reichtum der Kraft aus Gott. In diesem göttlich schönen Gleichgewicht hält sich Wesen und Leben Jesu. Und wenn der andre Pol erreicht ist: „Es muß also geschehen!“ so blicken wir zurück zum einen Pol: „Wer glaubt, kann alles!“ und überblicken ein Leben, das in großartigster Gleichmäßigkeit von Kraftgefühl und Ergebungswillen unnachahmlich schön sich auslebt. //

Auch die Kraft Jesu war nicht unermüdbar. Auch das Leben Jesu hatte seinen Rhythmus zwischen Schaffensdrang und Ruhebedürfnis. Der starke Strom mußte sich wieder stauen und sammeln in einem

stillen See, ehe er weiter durch die Welt brach. Verschwiegen sind diese stillen Seen, verborgen die Stunden im Leben Jesu, wo er aus aller Tätigkeit zurückgeht in Gott und von ihm aus urmächtig wieder auflebt, aus Gottes Tiefen gleichsam den Atem holt zu neuem, unbesieglichem Leben. Nur dies wissen wir, daß Jesus viel Zeit hatte für Gott allein, so viel Zeit er auch den Menschen gönnte. Und dies ahnen wir aus allerlei Andeutungen, daß er dann immer mit einer wunderbaren Weihe in die Welt wiederkehrte, wie neu von Gott gesendet. So damals, als er vom Berg herabkam, und seine Jünger, ergriffen von dem Eindruck, fast unwillkürlich in die Bitte ausbrachen: „Herr, lehre uns beten!“ So damals, als er nach der Volks sättigung, eine Königskrone ausschlagend, im Dunkel der Nacht verschwand, um nach Stunden wiederzukehren zu seinen Jüngern, wie von Gott selbst geweiht, ruhig und groß zum Erstaunen. So damals, als er aufstand aus der tiefsten Angst seines Lebens in Gethsemane und seinen Feinden entgegenging, feierlich entschlossen und erhaben, so daß sie, eingeschüchtert von etwas Unsagbarem, zuerst vor ihm zurückwichen. Vielleicht haben wir nun schon die Grenze überschritten, die auch unsrem Ahnen gezogen ist. Aber was gäben wir darum, wenn wir einmal eine Stunde lang nachfühlen könnten, was in jenen heiligen Sternennächten auf den Bergen Galiläas gefühlt worden ist. Da empfing die Welt das Leben Gottes. Da senkte sich das Geheimnis Gottes in eine Seele, die sich weit, weit dafür aufgetan hatte. Da vertraute



sich der große Gotteswille dem einen Herzen an, das keinen andern Wunsch hatte als diesen großen Gotteswillen, ihn allein. Doch was begehren wir mehr: das Licht, das in jenen heiligen Sternennächten aufleuchtete in der Tiefe Jesu, sehen wir heute noch hell genug leuchten durch seine Worte und Taten hindurch. So war es ja bei ihm: sein Glaube war nicht ein Licht, das ihm leuchtete, sondern ein Licht, das in ihm leuchtete. Bald flammt dies Licht mächtig auf, in den Worten der Bergpredigt, bald scheint es mit milder Ruhe, in den Gleichnissen; bald verklärt es das Kleine, den Sperling auf dem Dach und die Blume auf dem Felde, bald leuchtet es durch die Weite hin zu Weltende und Weltgericht; bald strahlt es in lauterer Güte und Freude auf ein Sünderherz hernieder, bald schreckt es mit drohendem Schein das Gewissen der Heuchler; bald erleuchtet es in klarer Ruhe das alltägliche Leben, bald bricht es hell hinaus, als ob es sich im Innern nicht halten lassen wolle, und zeigt uns in Dank und Jubelruf seine eigne Herrlichkeit. Immer das eine reine Gotteslicht, das nicht über ihm leuchtet, sondern in ihm lebt, so sicher und frei, wie wenn es der natürliche Mittelpunkt seines Wesens wäre.

Noch von andrer Seite her wollen wir das religiöse Leben Jesu betrachten. In ihm vereinigt sich die größte Gottempfindlichkeit, die wir kennen, und die größte Gottentschiedenheit, die wir kennen. Durch alles fühlt er Gott hindurch, durch den Regen wie durch den Sonnenschein, durch die Saat, die auf dem Felde keimt, wie durch den Hirten, der sein Schäflein heim-

trägt, durch die Augenblickseingebung einer Jüngerin, die sein Haupt salbt, wie durch den finsternen Verrat, der ihn in den Tod stößt. Und wie er mit seinem, reinem Empfinden Gott allenthalben tief erlebt, so empfindet er das Ungöttliche in den Menschen stark und schwer. Die saure Miene im Gesicht der Fastenden ist ihm ebenso unerträglich wie das Feilschen der Verkäufer im Tempelfrieden, das überflüssige Wort des Betenden ebenso wie die Opfergabe des Unversöhnlichen. Überall tiefe Empfänglichkeit für jeden Gotteslaut, der seine Seele trifft, und tiefer Unwille gegen jede Unlauterkeit, die sein Herz berührt. Gott-empfindlichkeit — und Gottentschiedenheit! Wo immer Gott ihm kund wird, im äußeren Ereignis oder in der inneren Empfänglichkeit, da findet sich Jesus auf seiner Seite, als ob sich das von selbst verstünde, als ob es gar nicht anders möglich wäre. So entsteht der Eindruck eines Lebens von Gott her, — nicht zu Gott hin, wie sonst bei Menschen eines großen Glaubens, sondern ganz von Gott her. Man weiß nicht, ob Jesus sich für Gott entscheidet oder ob Gott sich in ihm entscheidet. Der Gotteswille erscheint bei ihm nicht als Gegenstand des Strebens, sondern als innere Kraft des Lebens. Fern von Gott sein — da lauert für ihn das Entsetzen. Welche tiefe Freuden muß er in Gott erlebt haben! Und wie Jesus alles, was er tat, unmittelbar aus dem Willen Gottes herausnahm, so nahm er alles, was ihm getan wurde, ebenso unmittelbar aus dem Willen Gottes entgegen. „Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre



von oben gegeben“, dies Wort des Johannesevangeliums spricht die unangreifbar ruhevolle Stimmung aus, von der die Seele Jesu im Leiden umfriedet ist. Nicht mit haßerfüllten Feinden hat er es zu tun, sondern mit Gott, der ihm einen Kelch reicht, der ihm eine Taufe spendet. Selbst die Vernichtungstat seiner Feinde erscheint nicht als ein Ereignis, das ihm widerfährt, sondern als ein Entschluß, den er selbst faßt. Der Tod wird geadelt zur eignen Tat, der Kreuzigungswunsch der Feindeswut zum eignen freien Willen. Eine größere Gottentschiedenheit im Tun und Leiden läßt sich nicht denken. Mit modernem Wort zu reden: in Jesus tritt uns der reinste religiöse Radikalist entgegen. Nur die möglichst reine Erfüllung des göttlichen Willens und die möglichst ergebene Erduldung des göttlichen Willens hat er im Sinn. Gott zu verlieren ist seine einzige Furcht, Gott zu verherrlichen sein einziger Wunsch. Wir dürfen uns wohl an zwei Worte unsrer Zeit erinnern, an das Wort von Carlyle: Religion ist die heldentümliche Form des Daseins, und an das Wort von Nietzsche: Wer ist ein Held? Wer einer großen Sache so dient, daß er selbst dabei nicht mehr in Betracht kommt. Auf der Höhe, die hier geahnt ist, wandelte Jesus durch die Welt. Und wir sehen ihn nicht allmählich zu ihr emporsteigen, sondern frei auf ihr dahinschreiten, von der schweigenden Einsamkeit in der Wüste Juda bis zum Todbekenntnis unter den triumphierenden Feinden.

Gottentschiedenheit und Gottempfindlichkeit — hier begegnen wir ja den beiden Eigenschaften wieder,

die uns als Jesu natürliche Gabe erschienen, der lebhaften Empfindung und dem beharrlichen Willen. Nun leuchten sie in religiöser Verklärung und Vollendung vor uns auf. Oder vielmehr das Göttliche leuchtet in ihnen auf. Wie geweiht zum alleredelsten Dienst dienen sie nur noch dazu, das Göttliche zur Erscheinung zu bringen unter den Menschen. Die lebhafteste Empfindung Jesu hat sich verklärt zur zar-  
testen Gotttempfindlichkeit, der mächtige Wille hat sich vollendet zur großartigsten Gottentschlossenheit. Sein Feingefühl erfüllt, was Gott ist, sein starker, steter Wille erfüllt, was Gott will. Jesu Leben ist das religiöse Leben selbst gewesen. In der Gottentschiedenheit lebt der heilige Gott vor den Menschen auf, in der Gotttempfindlichkeit der Gott der Güte. So war Jesus wie geschaffen, um für die Jahrhunderte die höchste Gottesoffenbarung darzustellen und auszu-  
strahlen: heilige Liebe. Mit einer Selbstverständlichkeit und Sicherheit, die für den betrachtenden Blick etwas Blendendes hat, ruht sein Wesen im Gott der reinen Güte, ruht der Gott der reinen Güte in seinem Wesen, ruhig, stark, groß, licht. Selbst solche Stunden wie Gethsemane dienen nur dazu, sein Bild vor allem Schein und Schemen zu bewahren und eben noch ganz im Vollmenschlichen festzuhalten.

Gottessohn? — — Was kommt auf das Wort an gegenüber der Wirklichkeit, die wir gesehen haben! Soll aber diese Wirklichkeit in ein Wort gefaßt werden, so wird man nie ein besseres Wort erfinden. Nur muß es verstanden werden nicht im Sinn einer Lehre,



sondern im lebendigen geschichtlichen Sinn seiner Zeit: Gottes Sohn ist der, auf dem das Wohlgefallen des Vaters ruht, der, dem das Werk des Vaters vertraut ist. So mag Jesus diesen Namen — gewiß nicht sich selbst genommen haben, sondern ihn vernommen haben als die Wahrheit seines Wesens, hingenommen haben in einem Sturm der Empfindung, wie Taufgeschichte und Versuchungsgeschichte uns ahnen lassen. Welches Lebensgefühl muß in seiner Seele gewohnt haben! Kein geistesklarer Mensch außer ihm hat je in einem solchen Selbstgefühl gelebt. Und wie sicher bewegt er sich in diesem Lebensgefühl, ohne Bedenken und ohne Beflommenheit, ohne Affektirtheit und ohne Reflektirtheit, ohne Selbstgefälligkeit und ohne Selbstentschuldigung. Ruhenvoll schaltet und waltet er mit den heiligen Schätzen der Vergangenheit und stellt sich selbst Moses gegenüber, ergänzend, verneinend, überbietend. Hoheitsvoll weiß er in seiner Erscheinung Heil und Unheil der Menschheit entscheidend beschlossen und erblickt in seiner Verwerfung die Selbstverwerfung seines Volkes, tief betrübt, aber klar bestimmt. Friedensvoll sieht er durch sein Wirken die Macht des Bösen ins Herz getroffen, fordert ein öffentliches Gottesurteil über sich selbst heraus, als er dem Gichtbrüchigen Vergebung und Heilung zuspricht, nimmt angesichts der Ewigkeit seinen Anspruch auf einen Eid, der über Leben und Tod entscheidet. Stark und still lebt sein Selbstbewußtsein im Hintergrund aller seiner Worte und Taten und läßt sich gar nicht von ihnen loslösen. Es ist alles so

außerordentlich, daß man sich mit aller Mühe nicht hineindenken kann, und doch wieder so ganz natürlich, daß man sichs unmöglich anders denken kann. Wer das alles gesehen hat, wird gegen Jesus nicht den Irrenarzt zu Hilfe rufen, sondern wird die Wahrhaftigkeit und die Bescheidenheit anerkennen, die ihn auch zum außerordentlichen Namen zwang, die Wahrhaftigkeit, denn er durfte sich die innere Wirklichkeit seines Wesens nicht verbergen, die Bescheidenheit, denn er konnte sie nur so als reine Gottesgabe hinnehmen. Ruhig und licht wie der Tag strahlt darum sein Selbstbewußtsein in die Welt hinein. Alles erscheint so klar und nüchtern, daß man das Unglaubliche kaum empfindet. Übermenschlich lebt dies Selbstbewußtsein unter den Menschen und wird doch getragen von einer bestimmten geschichtlichen Lage, getragen von einer begrenzten geistig-seelischen Begabung.

Wir bleiben ganz bei dem frischen Eindruck der Wirklichkeit. Frei von aller Theologie und Philosophie sagen wir, was wir sehen. Das Rätsel dieses Menschen soll uns Rätsel bleiben und nicht durch Lehrentwicklung um seinen unmittelbaren Zauber und um seine unmittelbare Wirkung gebracht werden. Hier ist ein Menschentum, durchleuchtet von Geist und Gott. Hier oder nirgends ahnen wir, wie Gott seine menschliche Wirklichkeit findet und der Mensch seine göttliche Wahrheit. Hier oder nirgends ahnen wir, wie göttliches Wesen strahlen will durch ein menschliches Wesen, wie menschliches Wesen durchglüht sein soll von göttlichem Wesen. —



## Die Verkündigung

Von der „Lehre“ Jesu redete man früher. Da konnte man dann finden, daß diese Lehre nicht originell genug und nicht modern genug sei, daß ihre einzelnen Elemente vorher schon vorhanden, heute überholt seien. Man fand, daß die Berichte nicht befriedigen, daß Jesus selbst nicht deutlich geredet, nicht vorsichtig vorgesorgt habe. Es war leicht, seine Welt als eine überwundene Welt darzustellen. Aber alles wird anders, wenn man Jesus nicht als Verkündiger einer Lehre, sondern als Wirklichkeit, als eine neue Lebenswirklichkeit betrachtet. Da wird auf einmal gerade seine Redeweise entsprechend, die nicht aufklärt, sondern aufleuchten läßt, da wird die bescheidene Berichterstattung befriedigend, die Eigengedanken nicht einmischen und Zierworte nicht hinzutun will, da wird alles fragen nach alt und neu still vor einer einzigen großen Lebensfrage.

Die neue Wirklichkeit tritt vor uns in einem Gewand, das seine eigene Schönheit hat. Ehe wir fragen: was sagte Jesus? fragen wir: wie sagte er es? In der freiesten und eigensten Weise wird seine Seele vor uns laut. Keine Betrachtungen von Bibelworten, keine Auseinandersetzungen mit Äußerungen anderer: das Leben, wie es um ihn lebt, berührt seinen Geist, und von innen her erklingt seine Seele, so wie gerade diese Seele erklingen muß und nur diese Seele erklingen kann, immer verschieden je nach der Berührung,

die sie empfängt, und doch immer dieselbe. Nie wird in diesen Reden Verstand, Gefühl, Wille allein angestrengt. Immer klingt der klare Seelenton, dem Armsten verständlich und dem Reichsten unergründlich, allen fern und keinem fremd. Vollmenschlich ist die Rede in allen Bildern, Blicken, Beziehungen, und doch rein und frei aus einem ewig einzigen Geist geboren. Auch wo die Form wie vollendet erscheint, gibt sich uns nirgends das Gebilde erzwungener Gedanken, sondern die Gabe eines glücklichen Augenblicks. Manches Gleichnis mag lange in der Seele Jesu herangereift sein, aber eben als reife Frucht, nicht als kunstvoll zubereitete Speise wird es uns gegeben. Wer sich den frischen Sinn für geistige Erlebnisse erhalten hat, wird an diesen Gleichnissen immer wieder edelstes Entzücken erleben. Man atmet in ihnen Luft wie vom ersten Schöpfungstag. Nicht alle, wie sie sich in unsern Berichten finden, aber viele unter ihnen, das Gleichnis vom verlorenen Sohn, das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, das Gleichnis vom Sämann und seinem Samen, sind wie Uroffenbarungen einer Seele, die gleich im Gewand des Wortes frei und sicher unter die Menschen tritt. Tolstoj, der Dichter, wußte, warum er ihnen in der Weltliteratur die erste Stelle anwies. Da ist kein Strich zu wenig und kein Strich zu viel und jeder Strich sicher. Da ist Breite und Kürze, Anschaulichkeit und Gedankenkraft, Lebenswahrheit und Seelengröße wunderbar verbunden. Alles lebt in diesen Gleichnissen und in allem lebt das innere Leben Jesu. Die frohe



Lebensoffenheit dieser Gleichnisse läßt sich unbedingter und unbefangener kaum denken. Die alltäglichsten Dinge finden freundlichste Aufmerksamkeit; harmlos und zwanglos verbinden sie sich mit den größten Gottesgedanken. In entzückender Eintracht vermählt sich das Leben des Alltags mit dem Leben der Ewigkeit. Salz und Brot und Sauerteig, Licht und Leuchter, Kleid und Groschen, Haus und Acker, die schlichsten Dinge, die spätere Prediger oft kaum in den Mund zu nehmen wagten, gehen in die Seele Jesu ein, um von dort wie in Gotteslicht gekleidet wieder hervorzukommen. Die Natürlichkeit könnte nicht vollkommener sein, mit der Jesus zwischen schlichsten Dingen und größten Gedanken hin und her geht. Ist es wohl nur Natürlichkeit? Hier ist vielmehr ein Herz bei aller Größe der Gottesforderung so reich an Liebe, daß es von seinem unerschöpflichen Schatz auch noch den kleinsten Dingen geben und wieder geben kann. Die Gottesflamme, die die Welt umschmelzen will, leuchtet so ruhig, daß auch die unscheinbarsten Dinge herankommen und von ihrem Glanze borgen können. Alles, was da lebt und webt, nimmt von Jesus Licht, — aber alles scheint ihm auch zu geben. Jesus hat nicht nur den Dingen sein Leben gegeben, sondern auch ihr Leben mit ihnen geteilt. Er war nicht nur lebensoffen, er war lebensfroh. Wer empfänglich dafür ist, dem ist es manchmal zu Mute, als ob man unter einer scheinbar kalt vorgetragenen Beobachtung auf einmal ein warmes Herz schlagen fühlte. Wie herzlich freut sich Jesus mit der Frau, die ihren

Groschen wiedergefunden hat! Die natürliche Sicherheit, mit der Jesus in seiner Lebensfreude steht, erkennen wir am lebendigsten aus der ruhigen Selbstverständlichkeit, mit der er mitten in der heiligsten Stimmung den Humor ausblitzen lassen kann. Auch der mächtigste Ernst der Rede hindert ihn nicht, dem Lächeln sein Recht zu lassen. Er schildert uns den reichen Bauersmann so anschaulich, daß man ihn förmlich seine Hände über dem Leib falten sieht: „Habe nun Ruhe, liebe Seele, iß, trink und sei guten Muts.“ Oder er erzählt uns von dem ungerechten Richter, der einer armen Witwe schließlich hilft, „auf daß sie nicht eines Tages komme und ihm ins Gesicht fahre“. Oder er vergleicht seine Hörer mit den geladenen Gästen, die zum Königsmahl gebeten sind, doch lieber ihre Ochsen betrachten wollen: „Ich bitte dich, entschuldige mich!“ Niemals aber läßt der offene Sinn für die Welt das sichere Ruhen in einer höheren Welt vermissen. Immer fühlt man die hohe Gotteswelt schon durch, auch wo sich Jesus in der Schilderung des Lebens zu verlieren scheint. Aus dieser höheren Welt zuckt es dann manchmal am Schluß mit der Wucht des Donnerkeils hernieder —: „Du Narr, heute Nacht wird man dein Leben von dir fordern, und wem gehört dann, was du gesammelt hast?“ Manchmal aber blizt es aus dieser höheren Welt wie in feinsten Sonnenstrahlen: „einiges fiel auf ein gutes Land und trug Frucht, einiges dreißigfältig, einiges sechzigfältig, einiges hundertfältig“, „dann schickt er bald die Sichel hin, denn die Ernte ist da“, „er ging hin vor



Freuden und verkaufte alles, was er hatte“, „siehst du darum scheel, daß ich so gütig bin?“ Wir kennen Geist und Stil der Evangelisten. Wie sie so kleine Züge haben bewahren können, wissen wir nicht. Aber noch weniger wissen wir, woher sie sie haben sollten, wenn nicht von Jesus. Oft sind die Worte der Erzählung wie ein zart gewobener Schleier, durch den hindurch ein ganz ergreifendes Glück sichtbar wird. Im Gleichnis vom verlorenen Sohn ist es, als ob alle Tiefen der Liebe durch die Erzählung zu leuchten begönnen. Oder im Gleichnis vom barmherzigen Samariter schlummern Klänge von einer Wunderbarkeit, die wenige vernehmen, die aber keiner je wieder vergessen wird. Da ahnen wir nun auch die Bedeutung dieser Gleichnisse und Geschichten. Nicht eine Lehre will von uns erlernt sein, sondern eine Wirklichkeit winkt uns zu. Während wir einer alltäglichen Erzählung zuzuhören glauben, stiehlt sich der Sonnenschein einer höheren Welt in unsre Seele hinein. Unser Geist wird beschäftigt durch Bilder des Lebens, und auf einmal spüren wir, daß tief darunter unser Gemüt aufs mächtigste geweckt worden ist durch die Eindrücke eines viel höheren Lebens. In den Gleichnissen kommt die Gotteswelt Jesu zunächst gleichsam verkleidet zu uns und fragt uns, ob wir sie erkennen und aufnehmen. Nun wird uns auch das furchtbare Wort verständlich: „Ich rede in Gleichnissen, auf daß sie mit sehenden Augen nicht sehen und mit hörenden Ohren nicht hören.“ Scheint sich nicht dies Wort wie eine graue Wolke über die

Sonnenwelt der Gleichnisse zu legen und alles Leben in ihnen zu verfinstern? Aber abgesehen davon, daß Jesus hier mit einem alten Prophetenwort redet, in dem die Absicht des Handelnden und die Wirkung der Handlung nicht streng geschieden waren, spricht er nichts aus als ein Lebensgesetz, hart und wahr, ernst und doch so wohlthätig: wir nehmen nichts wahr von aller Wirklichkeit über uns, als wofür uns Sehnen und Streben das Auge aufgeschlossen haben. Die Gleichnisse bringen nur an den Tag, was tief verborgen in der Seele lebt — oder nicht lebt. Anders soll und darf und kann das höhere Leben gar nicht reden. Ohne Auge kein Licht. Und Jesus war kein Lehrer, sondern das Licht einer Wirklichkeit.

Die andre Eigenart der Rede Jesu erklärt sich nun auch wie von selbst, die Vorliebe für starke, überstarke Worte und Wendungen. „Wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, dem biete auch die andre dar.“ Wie viel Mißverständnis von Freund und Feind hat sich auf dies Wort gehäuft! Aber solche Worte Jesu sind nicht Forderungen, sondern Freudenlaute. Sie bringen nicht Gesetze, sondern Lebensgeheimnisse eines höheren Lebens, das sich nicht aussprechen kann in den gewohnten Worten, das sich seine Sprache selbst schaffen, stark schaffen muß, um nur ja nicht verkannt und verkleinert zu werden. So frei soll der Mensch sein von allen Rachegefühlen und Nachgefühlen, daß alles Böse nichts vermag als nur größere Tiefen seiner Versöhnlichkeit an den Tag zu bringen, daß auf alle Anfeindungen nur umso überraschender und



überwältigender seine innere Herrlichkeit hervorbricht. Das Wort buchstäblich erfüllen? Warum nicht, wenn es damit gewonnen ist. Aber nicht feilschen um die Erfüllung. Der Geist will erfüllt, nicht der Buchstabe erfüllt sein. So und nicht anders hat Jesus durch sein eigenes Verhalten sein Wort ausgelegt. Er konnte aber unmöglich anders reden, als er redete, wenn er die Wirklichkeit leuchten lassen wollte, die er in sich trug. In starken Ausbrüchen seines inneren Lebens mußte er reden, so daß die Worte wie Fackeln und Feuerzeichen einer neuen Welt über die Hörer hin leuchten. Es war sein Los, ein erhabenes und ergreifendes Los, daß er nur in Signalen sprechen konnte. Er war kein Lehrer, sondern ein Licht, eine aufweckende Wirklichkeit.

Welches war diese Wirklichkeit? „Tut Buße, das Himmelreich ist herbeigekommen!“ Ändert euren Sinn, die Gottesherrschaft ist da! Dies war das Evangelium Jesu. Alles Einzelne war Entfaltung dieses Einen. In innerster Einheitlichkeit wurde wirklich alles, was er sagte, aus diesem Evangelium geboren.

Gottesherrschaft — was meinte Jesus damit? Hat er sich diese Gottesherrschaft nicht gedacht als eine neue Welt, die sich gewaltsam und wunderbar von oben her auf unsre Welt herniedersenkt? Sollte nicht ein vernichtendes Gericht über die Gottlosen vorangehen? Sollte nicht ein erdenfrohes Leben folgen unter Gottes Königtum, bei dem auch solche sinnliche Züge wie das Trinken vom Gewächs des Weinstocks

nicht fehlen? Wollte Jesus, angesichts seines unausweichlichen Endes, nicht wissen, daß er selbst wiederkommen werde auf den Wolken des Himmels? Wollte er nicht wissen, daß die große Weltumwälzung nahe, ganz nahe sei? War seine Anschauung nicht ganz anders, als man es später oft gedeutet, ganz anders, als man es heute verträgt, gewaltsamer, gespannter, begrenzter, bedrohender? Die Not derer, die Jesus verehrten, vor dem und jenem unwillkommenen Jesuswort hat sie zu manchem Kühnen, künstlichen Deutungsversuch gedrängt, der nicht ihrer Unwahrscheinlichkeit, sondern ihrer Ehrfurcht zugeschrieben werden muß. Aber Worte Jesu wie die: „Wahrhaftig, ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies alles geschieht“. „Ihr werdet mit den Städten Israels nicht zu Ende kommen, bis des Menschen Sohn kommt“, werden auf die Dauer jeder andern Deutung widersprechen als der nächsten und natürlichen: Jesus hat gesagt, was sich nicht erfüllt hat. Wie steht es dann aber mit ihm? mit seinem Geist? mit seinem Charakter?

Auch hier heißt die Antwort: Jesus war kein Lehrer, sondern eine Wirklichkeit. Die Vorstellungswelt, in der er lebte, war ganz die Vorstellungswelt seiner Zeit. Er dachte die Erde bevölkert von einem Heer von Dämonen, deren Herrscher der Satan ist. Er dachte nicht an eine Entwicklung aller Dinge, sondern an umfassende Umgestaltungen von oben her. Er dachte an große Gerichte äußerer Art und an baldigstes Bevorstehen endgültiger Entscheidungen und Scheidungen. Hätte Jesus nicht in der Vorstellungswelt



seiner Zeitgenossen gelebt, so hätte er ja gar nicht in ihrer Welt gelebt. Hätte er aber nicht in ihrer Welt gelebt, so hätte er nicht auf sie wirken können — hätte nicht durch sie hindurch auf uns wirken können. Wer verkündigen soll, muß verständlich sein, muß die Sprache der andern sprechen, auch die Vorstellungssprache. Wäre in Jesus statt der Vorstellungswelt seiner Zeit die Vorstellungswelt etwa unsrer Zeit lebendig gewesen — auf diesen Wunsch gehen ja so viele Einwände hinaus —, eine Welt der Ewigkeit wäre das wahrhaftig auch nicht gewesen, aber ein Wirken für die Ewigkeit hätte es unmöglich gemacht. Gerade die Vorstellungswelt seiner Zeit aber war eine unvergleichlich geeignete Schale für die innere Welt Jesu. Gerade aus dieser Vorstellungswelt läßt sie sich herrlich herauslösen. Welche innere Welt und Wirklichkeit?

Jesus fühlte in sich die lebendige Nähe Gottes. Gottes Wille regte sich in ihm, wie in andern Herzen der eigne Wunsch sich regt. Gottes Art, Gottes Kraft war es, was sich in seiner Seele mit der Welt berührte. Gottes Gegenwart lebte in ihm und ging in ihm über die Erde. Das war etwas ganz unbegreiflich Hohes und etwas ganz unbeschreiblich Frohes. Gott war da. Da war er endlich wirklich, der Gott, den die Väter verehrt hatten, nur noch innerlich heiliger, der Gott, den das Volk ersehnt hatte, nur noch überraschend viel gütiger. Er wirkte ja in ihm mit der ganzen wunderbaren Lebendigkeit seiner Nähe. Er regte sich ja in ihm gewaltig der verirrtten Welt entgegen. „Selig

sind eure Augen, daß sie sehen, und eure Ohren, daß sie hören; wahrhaftig ich sage euch, viele Propheten und Könige wollten sehen, was ihr seht, und haben's nicht gesehen, und hören, was ihr hört und haben's nicht gehört." So ruhig gewiß lebt die Seele Jesu in ihrem inneren Wunder, daß sie in gütigem Mitgefühl zurücksieht auf alle, die es nicht erlebten, daß sie in frohem Freudenausbruch sich mitfreut mit denen, die es erleben. Jesus blickt um sich: wie in ihm, so war Gott wirklich noch nie auf der Erde gewesen. „Hier ist mehr als Jonas.“ „Hier ist mehr als Salomo.“ Der größte der Propheten, der Täufer Johannes, steht unleugbar noch im Vorhof gegenüber diesem Allerheiligsten, das sich Jesu Seele zur Wohnung eröffnet hatte. Die glühenden Wünsche und die großartigen Weissagungen der Vergangenheit — sie konnten nicht mehr gemeint haben, als was nun kam und schon gekommen war. „Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren.“ Selbst Moses tritt jetzt in den Schatten der Vergangenheit zurück. „Ich aber sage euch!“ Zu begreifen war es nicht, aber noch weniger war es zu bestreiten: Gott war da, unverkennbar da und unsagbar nah. Gott und die Menschheit hatten sich gefunden. Wie innerlich und innig die geistige Gemeinschaft war, das ahnte ja keiner. „Niemand hat den Sohn erkannt als nur der Vater, und niemand hat den Vater erkannt als nur der Sohn.“ War nun noch etwas anderes überhaupt möglich als völlige Hingabe und große, große Freude? Für Jesus jedenfalls gab es nur eines, gänzliche Ergebung



in das Große, das er erlebte. Und für das Volk? Wenn, ach wenn euch doch nur die Augen aufgingen! „Wenn du doch nur erkenntest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Heile dient! Aber nun ist's vor deinen Augen verborgen.“ Das Volk stand vor der Wahl seines Schicksals, die Weltgeschichte vor ihrem Wendepunkt.

Dies Selbstgefühl, ein Selbstgefühl fast zum Erschrecken, erstrahlt klar und stark hindurch durch alles, was uns die Evangelien erzählen. Eine Wirklichkeit war da, die nach außerordentlichen Worten für sich suchen mußte. Wenn Jesus rang nach Verständnis für sich selbst, nach Ausdruck für die andern: welche Worte boten sich ihm natürlicher dar, als die großen Worte von Messias und Gottesreich? In der Schale dieser Worte wuchs die neue Wirklichkeit heran. Nur in Hüllen vermögen Samenkörner zu wachsen. Solche Hülle schützt und kann wohl auch schädigen, hält zusammen und kann wohl auch zurückhalten; auf den Keim kommt es an, welchen Segen er an seiner Umhüllung hat, welchen Sieg er in ihrer Überwindung feiert. Gerade die Erwartung des nahen Weltendes war die größte Wohltat für das Wirken Jesu, bewahrte ihn davor, am Staat zu schaffen und ein Politiker zu werden, bewahrte ihn davor, Gedankenfragen zu erwägen und ein Dogmatiker zu werden, bewahrte ihn davor, das Leben im einzelnen zu regeln und ein Praktiker zu werden. Alles, alles wird ja doch ganz anders, wird völlig neu, wenn die Gottesherrschaft nun anbricht, über die Welt hereinbricht. Gerade die Erwartung des nahen Weltendes

hielt ihn mit unerhört mächtigem Druck bei seinem großen Werke fest. Die Schale schützte den Kern. Aber die Schale schädigte den Kern doch nicht wirklich. Alle außerordentliche Erwartung bewirkte bei Jesus, genau gesehen, keine Veränderung der Sittlichkeit, keine Verfälschung der Sittlichkeit, sondern nur eine Verstärkung der Sittlichkeit. Seid nicht aufgereg, sondern bereit! Seid nicht zukunftsstrunken, sondern gegenwartstreu! Lebt nicht im Warten, sondern im Wirken! Erstrebt nichts Ungewöhnliches, sondern erfüllt das Nächste, erfreut den Nächsten! „Was ihr getan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan!“ So lehrte Jesus seine Jünger dem Weltende entgegenzugehen. Der Kern kämpfte sich siegreich durch die Schale durch, gewiß nicht, ohne von der Schale gedrückt zu werden — wie schwer hat sich Jesus gegen die Außerlichkeit der Erwartungen wehren müssen, bei andern und in sich selbst! — aber doch ohne von der Schale erdrückt zu werden. Und wie frei und sicher löst sich die Jesuswirklichkeit los vom Hintergrund der jüdischen Gedankenwelt!

Gottes Herrschaft! Das war also die Wirklichkeit, die Jesus in sich fühlte, das war die Welt, die er kommen sah. Der Mensch froh beherrscht von Gott, Gott frei herrschend im Menschen — das erlebte er in sich, das ersehnte er den andern. Wer ist dieser Gott Jesu? Nicht auf allerlei Aussagen kommt es uns an, sondern auf ein Schauen der inneren Welt, in der Jesus lebte. Jesus wußte um sich eine Macht über alle Mächte, für deren Willen es in aller Welt keine



Unmöglichkeit gab. Wenn Gott nicht will, kann der Sperling nicht vom Dach fallen, kann der Hohepriester nicht das Todesurteil sprechen. Mögen böse Mächte am Werk sein, Gottes Wille steht ihnen entgegen und siegt über sie, wann er will. Wenn die Erhörung des einzelnen, wenn die Erlösung aller ausbleibt, so liegt es nie an Gottes Macht, immer nur an Gottes Willen. Gottes Wille und nichts anderes ist der letzte Grund alles Geschehens. Eine ungemein adelige Lebenshaltung ist dem Menschen dadurch ermöglicht. Er steht unmittelbar Gott gegenüber, auch wenn Anfechtungen ihn bedrücken, auch wenn Anfeindungen ihn bedrohen. In allem spricht Gott mit ihm, durch alles handelt Gott an ihm. So löst sich das Weltgeschehen wunderbar auf in Geist, in Gottes Geist, der vom Menscheng Geist vernommen werden kann, der von der Menschenseele empfänglich aufgenommen sein will. Jesu Vorstellungen von Welterschöpfung und Weltregierung mögen andre gewesen sein als die unsrigen — die innere Wirklichkeit eines Lebens, das sich ganz umfassen und umfriedet weiß von der Allmacht des Gottesgeistes, steht davon unangetastet da.

Gott als reiner Geist, als Macht über alle Mächte, ist aber für Jesus gut, durch und durch gut. In ihm ist nichts als Wille zum Guten — „ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“. Vor ihm besteht nichts Böses, auch nicht in den geheimsten Winkeln der Seele — „wer seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig“. Neben ihm

erscheint alles als befleckt — „niemand ist gut außer Gott allein“. Für ihn kann nur der reine gute Wille wirken — „ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“. Die heilige Reinheit Gottes, wie sie im Herzen Jesu lebte, ist von einer blendenden Lichtheit. Das Beste der Seele wird in diesem Licht lebendig, das Böse unerbittlich offenbar. Wie im reinen Licht scheint Jesus zu stehen, wenn er vor Gott steht. Vom Bösen rings umgeben, vom Bösen empfindlich angegriffen, vom Bösen rettungslos überwältigt, sieht er sich doch dem reinsten Willen Gottes gegenüber als der einzigen wirklichen Macht des Weltalls. Das war die wunderbare Wirklichkeit, in der er lebte.

Dieser Gott aber, der gut ist durch und durch, ist auch durch und durch gütig, ist nichts als Güte. Recht menschlich redet Jesus von ihm. Gott gibt ohne Unterlaß und ohne Unterschied, er vergibt ohne Vorbehalt und ohne Vorwurf, gibt gute Gaben ohne Ende. Er freut sich tief über jeden Funken des Guten. Er kommt ohne Rückhalt entgegen, wo sich nur ein Herz nach ihm regt. Er geht ohne Aufhören nach, wo sich nur ein Leben von ihm verirrt. Das Wort „Vater“ hat im Munde Jesu einen Klang von Wundergüte, den niemand vergessen kann, der ihn einmal vernommen hat, den viele als das heiligste Erlebnis ihres Lebens bewahren. „Vater“ — wie wenn sich das Leben selbst aufstäte, um ein Geheimnis von unendlicher Tiefe und unbeschreiblichem Glück ahnen zu lassen! „Vater“ — wie wenn sich die Seele des Weltgeschehens selbst kund täte, und siehe, wir leben



alle mitten in einem großen, grundgütigen Herzen, das nichts als Liebe für seine Kinder hat. Mit einer Freude, deren tiefe, zarte Innigkeit unaussprechlich zu Herzen geht, ruht der Blick Jesu auf dem Vater, der seinen verlorenen Sohn nicht vergessen sein läßt, sondern wartend nach ihm ausschaut, der ihn nicht erst herankommen läßt, sondern ihm entgegengeht, entgegen eilt, der ihn nicht erst bitten läßt, sondern ihn mit Freuden umfängt, der ihn nicht erniedrigt, sondern aufs höchste ehrt, der ihn nicht ausfragt und ausschilt, sondern mit größerer Liebe als je geradezu überhäuft, der sich, ohne alle Bedenken, vor dem ersten echten Reuegefühl seines Sohnes in lauter Freude und Güte verwandelt. Daß Jesus die Finsternisse und Furchtbarkeiten des Lebens nicht gekannt hätte, kann ihm wirklich niemand nachsagen. Sein Wort vom Vater leuchtet ja aus der Nacht von Folterung und Verbrechertod zu uns herüber. In schwerster Stunde hat sich ihm seine Wirklichkeit bewährt. Es war keine Traumwelt, die er um sich erdichtet hatte, um sich von der Wahrheit abzuschließen, — er las dies Wesen Gottes einfach in der Welt ab, mit dem frischen Sinn für die Wirklichkeit, den er niemals verlor. Der seine Sonne aufgehen läßt über die Bösen und über die Guten, der die Blumen auf dem Felde so herrlich kleidet, daß Salomos Pracht daneben verarmt, der den Samen aufgehen läßt, während der Sämann im Schlummer ruht und nichts zu tun vermag, der tut sich Jesus unmittelbar kund, Geist zu Geist. Aber auch durch die menschliche Seele hindurch liest Jesus im Wesen Gottes.

Das Beste und Edelste, was in einem Menschenherzen lebt, wird ihm durchsichtig und dahinter blickt er in die Tiefen Gottes hinein. „So denn ihr, die arg seid, könnt euren Kindern gute Gaben geben, wieviel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten.“ So denn der Hirte sich freut über das eine Schäflein, das verloren war, wieviel mehr „wird Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße tut, vor neunundneunzig Gerechten“. Gewiß, die Seele schafft sich Gott nach ihrem Bild, aber nur, weil sie sich selbst ganz nach Gottes Bild geschaffen weiß. Nicht als ein übernatürliches Wissen, sondern als ein naturdurchdringendes Schauen geben sich die Worte Jesu vom Gott der Güte, als ein „Erkennen“, wie er sagt. Er erkennt das Reich der Güte, unergründlicher, unüberwindlicher Güte, von dem dies Reich der Dunkelheit getragen und gehalten ist. Nicht weil er das Schwere und Schlechte nicht sieht, sondern weil er durch das Schwere und Schlechte hindurchsieht, sieht er den Vater. In ungetrübter Empfänglichkeit lebt er in unsrer Welt der Wirklichkeit, aber in unbeirrter Sicherheit empfindet er durch diese Welt hindurch die wahre Wirklichkeit, reine Liebe, heiligste Güte des Gottesgeistes.

Dieser Gottesgeist soll nun Gewalt gewinnen über den Menschen. Man kann die ganze Verkündigung Jesu in einem einzigen Satz zusammenfassen: Jesus ist der einzige gewesen unter allen Menschen, der das Wort Gott wirklich ernst genommen hat. Mit dem ganzen Wesen und Leben soll Gott ernst genommen



werden von den Menschen, das ist der letzte und tiefste Sinn seiner Verkündigung, wie es der letzte und tiefste Inhalt seines eignen Lebens war. Alle Erwartungen einmal entfernt, alle Außerlichkeiten einmal ausgeschaltet: nichts anderes ist die Gottesherrschaft, die Jesus im Sinne hatte, als daß Gott zur Geltung kommen soll unter den Menschen. Das andre alles ist Auswirkung und Ausgestaltung, aber mit Wucht macht sich allüberall das Wesen seiner Wirksamkeit fühlbar: Gott allein alles in allem! „Wenn überhaupt geglaubt wird, so muß ganz anders geglaubt werden“, — dies Wort Nietzsches trifft den Sinn der Wirksamkeit Jesu.

Ganz echt bis ins Innerste und ganz entschlossen bis zum Äußersten muß der Dienst sein, der Gott geweiht ist. Ganz echt bis ins Innerste. Alle Art von Gottesdienst, Wohltun, Beten, Opfern, muß mit der größten Reinheit um Gottes selbst willen geschehen. Jeder Nebenzweck, wenn wir etwa auch von Menschen Anerkennung empfangen möchten, jeder Nebengedanke, wenn wir uns etwa mit andern vergleichen, jedes Nebengefühl, wenn auch nur die linke Hand weiß, was die rechte tut, — alles das befleckt die Ehre Gottes, die allein herrschend in unsrem Herzen gegenwärtig sein soll, wenn wir ihm nahen. Und ebenso wie der religiöse Verkehr mit Gott kann auch der sittliche Dienst Gottes gar nicht rein genug gedacht werden. Nicht nur unsre That, unsre Gesinnung, unser geheimster Wunsch soll Gott gehören. Kein Blick darf das sechste Gebot übertreten. Kein überflüssiges Wort soll Gottes

Gegenwart entheiligen. Kein unversöhnlicher Gedanke darf im Herzen geduldet werden. Die alten Anschauungen von rein und unrein wirft Jesus mit einem einzigen großen Worte wie spielend um: „Nicht, was in den Menschen eingeht, sondern was aus ihm hervorgeht, macht den Menschen rein und unrein“. Ganz echt bis ins Innerste — und ganz entschlossen bis zum Äußersten! Die Gleichnisse vom Schatz im Acker und von der köstlichen Perle haben ihren unvergleichlichen Reiz darin, daß sie unerhörte Forderungen mit der Stimmung eines großen Glückes übergießen, so daß sie als selbstverständlich, natürlich, freudenvoll dastehen. „Er ging hin vor Freuden und verkaufte alles, was er hatte und kaufte den Acker.“ Wenn die eine köstliche Perle wirklich mehr wert ist als alle andern Perlen, so gibt es nichts Natürlicheres. Die heroische Ethik verwandelt sich in eine Selbstverständlichkeit, in ein schlicht wirkendes Naturgesetz, in eine Lebensfreude. Doch die Entschlossenheit im Dienst Gottes richtet sich nicht nur gegen die Welt, sondern auch gegen das eigene Selbst. Alles verlassen — sich selbst verleugnen, so will es die große Entschlossenheit. „Ärgert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir! Ärgert dich deine rechte Hand, so hau sie ab und wirf sie von dir!“ Näher ist uns nichts als unser Auge und unsre Hand, das herrlichste Glied und das notwendigste Glied, das uns zum Leben gegeben ist. Unübertrefflich klar und unüberbietbar kraftvoll hat Jesus hier geredet, als ob er sich besonnen hätte, was unüberhörbar und unvergeßbar durch die



Jahrhunderte hallt. Gibt es härtere Forderungen? Gibt es schlichtere Selbstverständlichkeiten? Versteht es sich nicht ganz von selbst, daß man lieber ein Auge opfert als ein Leben? Versteht es sich nicht ganz von selbst, daß man sich selbst dahingibt, wenn man Gott gewinnen kann? Wie kann man auch nur einen Augenblick anders denken, anders handeln, wenn man das Wort Gott ernst nimmt?

Gott, der heilig Reine, soll ernst genommen werden, aber nicht minder der Gott der großen Güte. Jedes Mißtrauen gegen das Schicksal soll schwinden, selbst aus dem innersten Grund der Seele. Auch hier spricht Jesus ein Wort, das verständlicher und volkstümlicher nicht sein könnte. „Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupt alle gezählt.“ Ergreifend fühlt man an solchen Worten noch heute das innere Ringen Jesu um die Seele der Menschen. Wie mit einem kühnen Gewaltstreich nimmt er ihnen die letzte Stellung, in der sich ihr Mißtrauen noch behaupten könnte. Nie hat ja ein Mensch die Sorge für sich selbst so weit getrieben, daß er alle seine Haare auf dem Haupt gezählt, daß er das Fehlen eines einzelnen bemerkt hätte. Aber eben dies soll den Menschen ins Herz gehämmert werden: Gottes Fürsorge umfaßt nicht nur das Große, sondern auch das Kleine, ja das Allerkleinste, an das ihr selbst entfernt nicht denkt! Geräuschlos und unbeachtet fällt ein Haar von unsrem Haupt — nichts Unwichtigeres geschieht in unsrem ganzen Leben, nichts Unwerteres hätte sich Jesus wählen können, um uns die Unausdenkbarkeit der

göttlichen Fürsorge und die Unvernünftigkeit der menschlichen Sorge für immer vor die Seele zu stellen. Nicht das Arbeiten wollte Jesus verbieten, wohl aber das Sorgen, das bedrückte Bangen vor der Zukunft, das die Zeit raubt, den Geist entkräftet, die Seele entadelt, das ganze Leben zerstört. Wenn Jesus, um das Sorgenwesen zu bannen, die Vögel unter dem Himmel herbeiruft als Verkündiger der göttlichen Güte und die Blumen auf dem Felde, das klingt so froh und so herzlich, so glücklich und so göttlich, als ob die Welt selbst vor uns aufstrahlte in heimlicher Herrlichkeit, als ob für immer alle Wolken über dem menschlichen Leben verschleucht seien und ein ewig heiterer Himmel sich über den Menschen wölbe. Nie ahnt man mehr, welches Leben Jesus eigentlich seinen Jüngern bringen wollte. Er dachte zu hoch von der Seele, als daß er das Sorgen hätte erlauben können. Vor allem: zu einer vollkommenen Gottentschlossenheit kann es ja gar nicht kommen ohne vollkommenes Gottvertrauen. Unvertrauen an Gott mit Leib und Leben für Zeit und Ewigkeit kann man sich nur dann, wenn selbst aus dem heimlichsten Herzenswinkel jeder Verdacht gegen Gottes ganz persönliches gütiges Wohlwollen verschleucht ist.

Doch auch das größte Gottvertrauen hat Jesus nicht gehindert, aufzurufen zu ganz gewaltigem Gebet. Gott weiß im voraus alles, was ihr bedürft und bittet, Gott braucht nicht Worte, geschweige viele Worte, und doch — Gott will im Gebet gesucht sein, Gott kann im Gebet überwunden werden. In froher,



sicherer Vertraulichkeit mit Gott, die ihn ohne Scheu in die Nähe eines Richters rückt, der sich durch Hartnäckigkeit ermüden, eines Freundes, der sich durch Unverfrorenheit überwinden läßt, spricht Jesus von demselben Gott, dessen Reinheit ihn so tief durchdringt, um die Menschen mit der ganz unbekümmerten Gotteszuversicht zu erfüllen, die stets weiß: „Wer da bittet, der nimmt; wer da sucht, der findet; wer da anklopft, dem wird aufgetan.“ Was Jesus sagt, ist klar; aber es will auch hier ergänzt, ausgelegt sein durch das, was er tat. Welche außerordentlichen Erfahrungen haben in ihm diese siegreiche Gotteszuversicht geschaffen? Was hat er selbst sich mit Gewalt von Gott errungen? Wenn Jesus sich sogar in Gethsemane nichts von Gott ertrotzte, wenn er in seinen persönlichen Wünschen so anspruchslos und in seinen öffentlichen Taten so zurückhaltend war, so kann er doch wohl nur auf dem Gebiet des inneren Lebens die Erfahrungen gemacht haben, die wie ergreifende Erinnerungen nun seine Worte durchfliegen. Da aber wußte er, besser als unser geschwächtes Geschlecht, daß alles Höchste erobert und erstürmt sein will, mit einer andringenden Kraft, von der die meisten keine Ahnung haben. Er wollte gewiß nicht, daß wir die Erfüllung willkürlicher Wünsche Gott einreden, wohl aber, daß wir Gott entgegenglühen mit aller Glut der Seele, um Gott und seine Gaben in uns hineinzuziehen. Nicht die Worte Jesu wollen ausgepreßt, sondern die Wirklichkeit will gewürdigt sein, die in ihm lebte, die urgewaltige, himmelftürmende Gotteszuversicht, die

von Gott alles erwartet, die sich völlig an Gott verwirft.

Doch haben wir das Höchste noch nicht gesagt. Alles andre: unbedingte Gottentschlossenheit, unüberwindliche Gotteszuversicht, ist doch nur der Weg, hinter dem das herrlichste Ziel aufleuchtet: Gottähnlichkeit, Gottgleichheit. Jesus hat Worte geredet, die wie die verwegenste Vermessenheit klingen, die wir aus einem andern Munde als dem seinigen kaum anhören könnten. „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Das alte unheimliche Wort der Paradiesgeschichte: Ihr werdet sein wie Gott! ist hier heilig gesprochen, ist ruhig und frei aufgenommen und in seinem tiefsten, reinsten Sinn als Menschheitsbestimmung aufgerichtet. Größeres ist dem Menschen nie zugebracht, nie zugemutet worden. Das ist wirklich „Gottesherrschaft“. „Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich's aus, kein Gott zu sein!“ Was in diesem Wort Nietzsches unter dem allzustarken Ausdruck an edelster Menschensehnsucht lebt, dem antwortet das klare Jesuswort wie der Tag dem Morgennebel. Das war der Augenblick der Weltgeschichte, an dem der höchste Adel der Menschheit erreicht worden ist. Höheres an Heil und Herrlichkeit kann dem Menschen nicht versprochen werden: sein wie Gott! Und das hat der getan, der das Lichtwesen Gottes am tiefsten gefühlt hatte. „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Nicht ein Gebot ist es, sondern wiederum der Widerschein einer inneren Wirklichkeit, die wunderbare



Gewißheit, daß in die Tiefe des göttlichen Wesens hinein der Weg für das menschliche Sehnen und Streben ganz frei und offen steht und daß gerade in dieser Tiefe uns die herrlichste Bestimmung von der göttlichen Liebe aufbewahrt ist.

Diese Vollkommenheit ist aber kein selbstgenügsames Schillern in allen Tugenden, sondern Leben aus Gottes Leben. Der hochheilige Wille, der das höchste Heil der Welt zu verwirklichen wünscht, will unser Leben werden. So will die Vollkommenheit verstanden sein, so die christliche Liebe, wenn anders Jesu Reden und Leben einander erklären. Liebe ist kein Gebot, ist auch keine Gesinnung, ist nichts anderes als die volle Wirklichkeit des lebendigen Gottes im Menschenherzen. Nicht in kleinen Diensten soll der Jünger dieser Liebe aufgehen, sondern im großen Dienst will er untergehen, um allein in Gott zu leben. Anders hat es Jesus selbst nicht gehalten. Als Feuer wird diese Liebe gefühlt, das sich selbst verzehrt, um die ganze Welt umzuschmelzen zu ihrer Vollendung in Gottesherrschaft und Gottesherrlichkeit.

Jesus hat von der Liebe gesprochen in der Sprache des Volkspredigers. „Alles, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen.“ An dem alltäglichen Grundsatz: was euch die Leute tun, das tut ihnen! nimmt er da eine kleine Änderung vor, die alles ändert: was ihr wollt, das euch die Leute tun! Nun ist all unser Handeln an Menschen auf einmal hinausgehoben über das Reich der Vergeltung, wird langsam hineingehoben in das Reich der Gottes-

offenbarung. Unser Tun ist ja nun nicht mehr Gegenwirkung, sondern immer nur Auswirkung unsrer besten Wünsche. Unser Tun ist nicht mehr durch den Feind eingegeben, der uns übel will, sondern immer nur durch den Gott, der in uns wohl will und wohl tut, auch dem Feind. Von hier blicken wir noch einmal zurück auf das Wort von der rechten und der linken Wange. Alle Feindestat sollte uns nichts anderes erpressen können als immer freiere und frohere Liebesherrlichkeit. Was Nietzsche mit der Freude einer neuen Entdeckung verkündigte, daß die wahre Vornehmheit handelt nach dem Grundsatz: jedem das Meine! und nicht: jedem das Seine! — genau das ist der Sinn der Jesusworte, die Nietzsche als schwächlich und slavisch verachtet hat. Ein lebendiger Wasserquell überwindet alles, was ihm entgegensteht, mit Überströmen und strömt, je mehr man ihm entgegenwirkt, nur stärker und reicher, unerwarteter und unbesieglich. So ist die göttliche Liebe. Nicht paradoxe Worte wollte Jesus sprechen, sondern die tiefherrliche Paradoxie des Göttlichen in der Welt brachte er klar an den Tag. Buddha über Christus stellen, weil er Feindesschonung gelehrt habe statt der unmenschlichen und unmöglichen Feindesliebe, heißt weit unter dem Geist Jesu bleiben. Wie kann Gott einem Feind anders entgegentreten als mit Güte! Er hat und ist ja nichts anderes! Und sollte Gott in uns anders sein und anders handeln als uns? Nicht versöhnt sein heißt außer Gott sein. Darum doch lieber das Schlimmste siebenzig mal sieben mal



verzeihen, als das Beste entbehren. So viel vergebende, überwindende Liebe in uns wohnt, genau so viel Gottesgegenwart und Gottesgemeinschaft lebt in uns. „Wißt ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid?“ „Auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel!“

Auch mit einem alttestamentlichen Wort hat Jesus zu seinen Jüngern von der Liebe geredet: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ Darin ist nichts Übertriebenes und Überschwängliches. Gott wird ernst genommen, das ist alles. Wir bleiben, wenn nicht im Wortlaut, so sicher im Geist Jesu, wenn wir sagen: wo Gott, der Gott der großen Güte, Wirklichkeit wird im Herzen, da kann man sich selbst nur lieben mit der Liebe Gottes, und seinen Nächsten gleich als sich. „So lang du dir selbst mehr gönnst als jenen Menschen, die du nie gesehen, so lang hast du noch nie einen Augenblick in den Grund Gottes hineingelugt“, sagte einer, der sich wie wenige auf das Gottesleben verstand, Meister Eckhart. Dies große Leben der göttlichen Liebe liegt nicht unter der Menschheit, sondern hoch über ihr. Nicht „überwunden“ ist es, sondern noch kaum anfangsweise errungen, ja kaum ahnungsweise erschaut. Wer in Gott leben will, muß auch mit Gott lieben, alles lieben, was Gott liebt, auch den Feind, alles lieben, wie Gott liebt, auch sich selbst. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter gibt uns von dieser Liebe eine Schilderung, deren Feinheit und Tiefe gar nicht genug bewundert werden kann. Nüchtern und doch aufopfernd, zart und doch fest, anspruchslos und doch gründlich, gegenwartsklar und

doch weitausschauend, still und doch sicher, tatkräftig und doch herzenswarm sehen wir diese Liebe sich vor uns in aller ihrer Herzensherrlichkeit offenbaren. So will auch das goldene Gottesgesetz vom Dienen verstanden sein, die größte und herrlichste „Revolution von oben“, die es je gegeben hat. Gewiß ist die Tat solcher Liebe dem Hilfsbedürftigen vor allem zugewandt, wie Gottes Güte selbst der Armen und Schwachen vor allem sich herzlich annimmt, aber der Geist solcher Liebe will aller Welt das Heil bringen, ja weit über die unmittelbare Nächstenhilfe hinaus kann er alle Arbeit adeln und alles Leben weihen. Der Geist solcher Liebe ist Gott im Menschen, Leben aus Gottes Leben, Gottesebenenbildlichkeit und Gottesmitarbeiterschaft am Weltheilswillen.

Viel zu viel hat man über dem, was Jesus gedacht hat, vergessen, was er gewesen ist, über dem, was er erwartet hat, vergessen, was er gebracht hat. Trotz aller seiner Vorstellungen von Weltende ist ihm das Gottesreich, die Gottesherrschaft eine innere Wirklichkeit gewesen, in die er die Menschheit einfach hineinstellte. Nur diese Gottesherrschaft kann erstrebt, ja erstürmt werden und will doch empfangen sein mit vorurteilslosem, voll empfänglichem Kindersinn. Nur diese Gottesherrschaft beginnt unscheinbar und gewinnt sich doch die Welt. Nur diese Gottesherrschaft ist gegenwärtig und muß doch gefunden werden. „Das Himmelreich ist gleich einem Schatz im Acker, den ein Mensch fand, ging hin vor Freuden und verkaufte, was er hatte, und kaufte den Acker.“ Dieses Himmel-



reich, diese Gottesherrschaft, oder wie immer Jesus gesagt haben mag, ist nicht Erwartung, sondern froheste Gegenwart.

x  
Aber hat nicht Jesus auch das Himmelreich als Belohnung verheißen? Ist nicht seine Lehre schwer belastet durch den Lohngedanken? Steht nicht seine Ethik eben dadurch tief unter der Ethik der großen Griechen? Noch immer ist es nicht unnötig, derartigen Fragen näherzutreten. Hätte Jesus als Volksprediger von allerlei Höhen herab zu den Menschen geredet, wir könnten uns darüber nicht wundern, wir müßten uns nur bemühen, ihn aufzusuchen auf seiner höchsten Höhe und ihn dort zu uns reden zu lassen. Aber Jesu Rede vom Lohn ist zu unrecht beschuldigt. Sein Lohn ist beim Vater und wird vom Vater erwartet, von dem Vater, wie er ihn kannte, wie er ihn verkündigte. Das allein sollte ihn vor Mißdeutung schützen. Alle Verheißung sinnlicher Freuden, denen man mühsam entsagt, um sie dann sattfam zu erhalten, liegt tief unter der Verkündigung Jesu. Wo er vom Lohn redet, da scheint vielmehr sein Auge sinnend zu ruhen auf einem großen göttlichen Lebensgesetz. Nicht von den Gründen der guten Tat spricht er, sondern von ihren Folgen. Wie Großes der Mensch auch opfern mag, Gott offenbart immer noch größere Güte. „Niemand hat verlassen Haus, Brüder, Schwestern, Mutter, Vater, Kinder, Acker um des Evangeliums willen, ohne hundertfältig zu empfangen Häuser, Brüder, Schwestern, Mütter, Acker.“ Gerade der außerordentliche Ausdruck sagt alles. Nicht so

sehr um Aufmunterung des menschlichen Willens handelt es sich, wie um Enthüllung des göttlichen Wesens. Nicht die Vergeltung für den Menschen liegt Jesus im Sinn, sondern die Verkündigung der Güte Gottes. Wer sich Gott gibt, gewinnt immer viel mehr, als er gegeben hat. Ohne solche Gewißheit im Grund der Seele hätte in der Welt nie jemand, auch der kategorische Kant nicht, das Gute wählen und wollen können. Hinter allen andern Worten Jesu aber ragt immer hoch das große Wort: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“. Nicht das „weil der Vater“, sondern das „wie der Vater“ ist der Grund alles Guten in den Kindern Gottes.

Aber wenn nicht auf seiner Lehre, so liegt doch auf seinem Wesen eine Verdunklung. Hat Jesus nicht erwartet, was sich nicht erfüllt hat? Hat er nicht verheißen, was sich nicht verwirklicht hat? Das drohende nahe Weltende wirft seinen Schatten über alle seine Reden. Ist es nicht der Schatten einer Einbildung gewesen? Jesu gewisseste Erwartung hat sich aufgelöst in Enttäuschung. Was ist da zu halten von seinem Blick in die Tiefe der Dinge?

Aber war denn die Weissagung Jesu wirklich so irrig? Aber die Welt, in der er lebte, brach tatsächlich das Ende herein. Eine Schicksalswende ohne gleichen stand dem Volke bevor, das ihn verwarf. Jesus spürte das prophetisch, wie man ein kommendes Gewitter in allen Gliedern spürt, und er sprach davon, wie er in der Sprache seiner Zeit allein sprechen konnte. Gott aber war größer, viel größer, als selbst



Jesus ihn vorausgesagt hatte. Der Wendepunkt der Weltgeschichte war da. Doch Weltende und Wiederkehr kamen nicht mit ihm zusammen. Das Weltende kam viel langsamer, die Wiederkehr viel innerlicher, als Jesus selbst erwartet hatte. Jesus sah bis zum Wendepunkt, aber er sah nicht, wie sich hinter ihm ein neues Reich ausbreitete, ein neues großes Reich zukunftskräftigster Weltentwicklung — gerade durch ihn.

Doch alles das heißt die Schale besehen, statt den Kern keimen zu lassen. Einzelne Vorstellungen Jesu mögen vergänglich, einzelne Worte mögen veraltet sein, wir haben die Wirklichkeit erblickt, die sich dieser Worte und Vorstellungen nur bedient, um in ihnen zur Erscheinung zu kommen. Das Sonnenlicht kann widerscheinen in wechselnden Gewässern und bleibt doch das eine Sonnenlicht. In dem Bach, der vergeht, kann man die Sonne schauen, die nicht vergeht, die sich in immer neuen Bächen spiegeln wird. Jesus würde heute in andern Worten reden, in andern Vorstellungen denken. Aber er würde nicht anders in der Welt stehen, als er stand. Wie frei, wie hochherrlich frei stand er im Leben! Wie wußte er sich getragen vom Geist Gottes, umgeben von der Güte Gottes! Wie lagen alle die kleinen Lebensängste unter ihm, Besorgnisse und Befürchtungen aller Art! Wie ruhig vertrauensvoll, wie tief freudereich, wie froh willenseinig war sein Verkehr mit dem Vater! Nirgends in der Welt ist toter Stoff, nirgends zweifelhafter Zufall, alles ist Geist und Güte von Gott

her. Wach, wirklich wie zum ersten Mal voll aufgewacht lebte der Menscheng Geist mitten im Gottesgeist. Das ganze Leben ist ein Nehmen von Gott, ein Geben an Gott, ein Reden mit Gott, ein Werden wie Gott. Das ist eine Höhe, in der kein Kleinmenschlicher Laut mehr erklingt. Da wohnt Freiheit, Friede, Freude. Wir sehen die Wirklichkeit Jesu nur mannigfach gebrochen durch die Berichte strahlen, aber wir sehen sie doch strahlen, in ihrem reinen geistigen Licht, „das große stille Leuchten“. Ein höheres Leben kann von uns nicht erstrebt, kann nicht einmal erdacht werden. Das Dasein bleibt bestehen in seiner vollen Wirklichkeit, aber es wird innerlich durch und durch verklärt durch die göttliche Wahrheit, die in ihm sichtbar geworden ist. Und diese göttliche Wahrheit ist das Freudelement, in dem das Leben wahrhaft auflebt. Das ist die Gottesherrschaft, die Gottesherrlichkeit, die Jesus gebracht hat, die er gewesen ist. Es ist wahr, was Nietzsche gesagt hat, daß Jesus den Seinen eine Lebensweise hinterlassen hat, im Grund nichts andres als eine Lebensweise; aber diese Lebensweise war ganz anders, als Nietzsche gedacht hat. Keine Weltanschauung wird uns von Jesus angeboten, sondern eine Wirklichkeit lebt sich uns vor.

Weltanschauungen veralten alle, Wahrheiten veralten nie. Ist es Wahrheit, ist es die Wahrheit, worin Jesus lebte? Das ist die große Frage, eine Frage nicht für das Bedenken und Besprechen, sondern für das Erleben und Erproben. Nur dies können wir sagen: Jesus hat seine Wahrheit wirklich gelebt — und was



war die Folge? Unendliches Heil für unzählige Menschen. Hat ihn die Weltgeschichte widerlegt? Uns scheint, sie hat ein gewaltiges Ja zu seiner Wirklichkeit gesprochen. In dieser Wirklichkeit, wie Jesus sie sah, ist er selbst aufgelebt zum höchsten Leben, in dieser Wirklichkeit haben andere die Anfänge höchsten Lebens ahnend gefunden. Wenn Jesus das Leben ist, so wird er auch die Wahrheit sein. —

---

## Die Gegenwartsbedeutung.

Ist es nach allem noch nötig, über die Gegenwartsbedeutung Jesu zu reden? Die Gegenwart besteht aus vielen, sehr verschiedenen Einzelnen. Wem dies Büchlein in die Hand gefallen ist, der wird nun wissen, ob es ihm dienen kann in den gegenwärtigen Bedürfnissen seines Lebens. Aber die Bedeutung Jesu für die Menschen unsrer Zeit wird so vielfach und so entschieden in Abrede gestellt, daß es nötig ist, all den Fragen ins Auge zu schauen, die da heute gegen Jesus sich erheben — um dann Jesus noch einmal ins Auge zu schauen, was er die Gegenwart zu fragen hat.

Wie bestreitet man die Bedeutung Jesu für die Gegenwart? Der weitgehendste Widerspruch sagt, Jesus habe gar nicht gelebt. Mindestens unsicher, ja unwahrscheinlich bleibe für immer seine geschichtliche Wirklichkeit. Kein bindender Beweis, der uns von allem Streit und Zweifel befreie, werde sich jemals für ihn führen lassen. — Wir verkennen die Verdienste nicht, die sich die Gegen-Jesus-Bewegung der letzten Jahre erworben hat, trotz aller Unerfreulichkeiten. Sie hat die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit für religiöse Aussprache gewonnen. Sie hat neue Fragen gestellt von weittragender Wichtigkeit, die noch lange das Denken beschäftigen werden, die gewiß nicht überall ernst genug genommen worden sind. Sie hat den großen Geisteskampf um die Weltbedeutung des Christentums, der sich immer wieder



in Nebengeplänkel und Kleinkrieg zu verlieren droht, an einer entscheidenden Stelle gesammelt. Sie hat die wertvolle, wohlthätige Nötigung mit sich gebracht, die große Grundfrage nach dem Verhältnis von Geist und Geschichte, von Christus und Jesus neu zu stellen, gründlicher zu überdenken, tiefer zu lösen. Die Hauptschlacht allerdings wird wohl von den Angreifern verloren werden. Wir sind hier nicht eingegangen auf Einzelfragen wie die, ob Jesus in dem einzigen Werk eines Zeitgenossen über jüdische Geschichte, in dem Werk des Flavius Josephus, Erwähnung findet oder nicht. Mag auch der Satz, der dort über ihn redet, ein späterer Zusatz sein, wir werden doch nie mit Sicherheit erfahren, ob an der überarbeiteten Stelle nicht früher ein anderer Satz gestanden ist, und, mag diese Möglichkeit nach dem ganzen Zusammenhang als Unwahrscheinlichkeit zu gelten haben, so gibt es noch eine solche Fülle von Möglichkeiten, die damals zum Schweigen veranlassen konnten, Möglichkeiten, die für uns heute unüberschaubar sind, daß solche geschichtliche Hinweise wenig genug Beweiskraft in sich tragen. Nur als ein Beispiel für vieles soll diese Einzelfrage hier berührt worden sein. Wenn nach dem Empfinden der Geschichtsforscher seelische Schilderungen von der Art, wie wir sie hier zu geben suchten, wenig wirklichen Wert haben, so vergessen sie meist, daß ihre eignen Aufstellungen bei der Masse von Möglichkeiten, die unaufhörlich unerledigt bleiben, nur allzu oft kaum eine größere Sicherheit für sich behaupten können. Gerade ein Gesamtbild Jesu aber

kann in den gegenwärtigen Kämpfen die stärkste Wirkung haben, nicht logisch, wohl aber psychologisch. Unsere Schlüsse auf geschichtlichem Gebiet bestehen weithin in psychologischen Wahrscheinlichkeiten und nicht in logischen Gewissheiten. Als einst der Italiener Vanini, wegen Gotteslästerung verurteilt, zur Hinrichtung geführt wurde, da soll er einen Strohhalbm am Wege aufgehoben und gesagt haben: Hätte ich keinen andern Beweis für das Dasein Gottes, so würde mir dieser Strohhalbm genügen. Ein einziges Wort Jesu wie das wundervolle Wort: „Ein Feuer kam ich zu werfen auf die Erde, und wie wollte ich, es brennte schon; doch eine Taufe habe ich noch zu bestehen, und wie schwer ist mir, bis sie vollendet ist!“ — nach unsrem Urtheil wirft ein einziges solches Wort alle die Aufstellungen um, daß die Jesusgestalt der Evangelien ein zufälliges Erzeugnis der Volksdichtung sei oder ein willkürliches Werk der Kunsldichtung, und man fühlt sich einem machtvoll lebendigen Menschen unmittelbar gegenüber gestellt. Wir kennen unsere Evangelisten in der Schwerfälligkeit ihres Denkens und in der Schlichtheit ihrer Schreibweise: und nun lebt in ihren Erzählungen eine Erscheinung, die so außerordentlich ist in ihrem Menschentum und so menschlich in ihrer Außerordentlichkeit, die so viele und so verschiedene Einzelzüge trägt und doch eine solche innere Einheitlichkeit in ihnen allen bewahrt, die solche Ungewöhnlichkeiten zu einem so überzeugenden Gesamtbild zusammenschließt, eine Erscheinung, für deren herrliches Menschentum uns



erst jetzt der rechte Sinn aufgeht, nachdem Jahrhunderte den Blick für die Werte des persönlichen Wesens geschult und geschärft haben — wird man es nicht später einmal für eine der merkwürdigsten geistesgeschichtlichen Verirrungen halten, daß man am geschichtlichen Dasein Jesu je gezweifelt hat? Wird man sich nicht wundern, wie sehr auch bei glänzenden Gelehrten der Blick für psychologische Möglichkeiten sich vermissen ließ? Gewiß, wir sind der Gefahr schwerlich entgangen, da und dort in Jesus etwas einzudenken, was dem geschichtlichen Jesus fremd war. Aber noch viel weniger sind wir wohl der andern Gefahr entgangen, vieles gar nicht zu entdecken, was dem geschichtlichen Jesus eigen war. Wer sich nur an das einwandfrei Zuverlässige halten möchte, der sei daran erinnert, daß er auf diesem Wege den Zugang zu den höchsten Wirklichkeiten des Lebens niemals findet. Wir haben genug Bücher über Jesus erlebt, um zu wissen, was bei der vermeintlich wissenschaftlich fühlen und klaren, in Wahrheit verständnislosen und seelenlosen Art, Jesus zu betrachten, herauskommt. Das ist das beste Mittel, um an der geschichtlichen Wirklichkeit gerade vorbeizureden. Das gibt die farblosen Bilder in dünnen Strichen, die am allerwenigsten der Wahrheit entsprechen. Preisgegeben also, was im einzelnen unwahrscheinlich oder unhaltbar sein mag: die ganze Erscheinung spricht zu laut für sich selbst, als daß ihre Wirklichkeitsstimme auf die Dauer überhört werden könnte. Nicht so, als ob vier Viertelsbeweise zusammen einen vollen Beweis

machten, wohl aber so, daß ein mächtiges Ganzes sichtbar sein kann, auch wenn die einzelnen Umrisse im Ungewissen bleiben. Wo in aller Welt findet sich ein Fall, daß eine Lichtgestalt so vollmenschlich-übermenschlich wie Jesus aus dem Geist eines Einzelnen oder aus dem Gemüt eines Volkes hervorgegangen wäre? Wir sehen aus den älteren Evangelien noch, wie die Volksdichtung ihren Jesus geschaffen hätte, wir ahnen aus dem Johannesevangelium, wie die Kunstdichtung ihn sich gestaltet hätte. Von allen Gebilden der Volksdichtung ist Jesus viel zu verschieden, lebensecht und überlebensgroß zugleich. Hier müßte ein Dichter allerersten Ranges gewaltet haben, ein Dichter, dem beides gelungen wäre, sein Werk ganz zu vollenden und sich selbst ganz zu verbergen, ein Dichter, der seine Gedankengestalt so geschickt einem Kreis schlichter Menschen nahegebracht hätte, daß sie in ihnen lebendig wurde als geschichtliche Wirklichkeit, daß sie weit über das Verständnis hinaus in ihnen lebendig blieb, ein Dichter, der bei all dem das reinste Heil der Menschheit im Auge gehabt hätte. Das aber heißt: ein Rätsel lösen, um deren viele an seine Stelle zu setzen.

Aber noch von ganz andrer Seite aus bestreitet man die Gegenwartsbedeutung Jesu. Man sagt: Gewiß, Jesus hat gelebt. Aber er hat gelebt. Welt und Leben sind längst über ihn hinweggegangen. Wir versündigen uns an der Entwicklung, wenn wir uns an eine Vergangenheit fesseln, und wäre sie noch so bedeutsam. Wir versündigen uns an uns selbst,



wenn wir uns an eine Persönlichkeit halten, und wäre sie noch so groß. Unsere Pflicht ist, die Wirklichkeit wahr zu erfassen, die wir erleben, das Leben kraftvoll zu verwirklichen, das in uns zum Dasein drängt. Lange genug haben wir rückwärts geblickt. Nun gilt es, das Schiff der Menschheit mit vollem Wind in die Zukunft segeln zu lassen, statt es immer wieder an irgend einem Anfertau der Vergangenheit zurückzuhalten, so daß es nur unfähige, unruhige Schwankungen machen kann. Also los von der Geschichte und auch von dem Größten in der Geschichte! — Aber wir wollen das Schiff der Menschheit gar nicht am Anfertau der Vergangenheit festhalten, wir wollen ihm nur den Schatz der Geschichte mit auf die Fahrt geben. Soll die alte Küste der vorzeitlichen Welt verlassen werden, so sollen doch ihre Kleinodien mit uns gehen. Nicht schwach wollen wir werden durch die Geschichte, aber reich und weise. Unser Überlegenheitsgefühl gegenüber den früheren Kulturen könnte uns gerade auf dem Gebiet der Innerlichkeit schwer betrügen, könnte uns gerade um das bringen, was als Erwerb und Erbe der Geschichte auf uns wartete. Darum eben sind wir zu Jesus gekommen und haben ihn gefragt: Wer bist du? Was kannst du uns heute sein? Die Gegenwart hat noch kein ruhiges, gesundes Verhältnis zur Vergangenheit gefunden, sie schwankt zwischen Übertreibungen. So soll es nur versucht werden, über Jesus hinaus die Entwicklung weiterzuführen. Je ernster und ehrlicher der Versuch gemacht wird, je weniger er von Neuerungsucht, Eitelkeit, Ober-

flächlichkeit, Christentumsfeindschaft nur vorgetäuscht wird, um so weniger hat die Menschheit dabei zu verlieren. Entweder wir gewinnen wirklich ein höheres Leben oder wir gewinnen den Blick für das höhere Leben, das schon da war. Beides ist Segen. Was sich aber bisher als Weiterentwicklung über Jesus hinaus ausgegeben hat, ist immer Zurückbleiben hinter ihm und Unverständnis gegen ihn gewesen. Wir wollen auch nicht die sein, die am Wege bleiben, wenn die Welt vorwärts geht, aber wir sehen hier kein vorwärts. Wem müßte es nicht die allergrößte Freude sein, wenn wir etwas noch Höheres hätten als Jesus? Angenommen man versichert uns, daß ein edleres Metall gefunden sei als Gold, so werden wir aufmerksam aufhorden und gründlich prüfen, aber wir werden das Gold nicht wegwerfen, das wir haben; wir werden uns auch hüten, nachlässiger zu verwenden und zu verwerten, was wir haben. Daß aber Gold seinen Wert verliert, kann leichter geschehen, als daß Wahrheit veraltet. Es ist ein Irrtum, daß die Welt vorwärts schreite von einer Wahrheit zur andern. Wie der Geist nur einer ist, so gibt es auch nur eine Wahrheit, die sich wohl allmählich offenbart, aber nicht ewig verwandelt. Was einmal wahr ist, bleibt immer wahr. Auch die Wahrheiten des Griechentums, auch die Wahrheiten des Indertums sind nicht veraltet und vergangen. Wahrheiten treten nur mitunter in den Hintergrund, oder sie treten in neuen Gewändern auf, oder sie treten in höhere Wahrheitsgemeinschaften ein. Im tiefsten Verhältnis des Menschengeistes zum



Weltgeheimnis aber kehren wohl nunmehr dieselben Grundmöglichkeiten immer wieder. Warum kann nicht eine dieser Grundmöglichkeiten in Jesus vorbildlich für immer verkörpert sein, vielleicht die umfassendste, beglückendste, wahrste, lebensreichste?

Aber Jesus ist ein Semite gewesen, ein „genialer Jude“, nichts anderes! Sollte nicht unser Denken und Fühlen so tief durch die Rasse bestimmt sein, daß wir, um uns als Arier selbst zu finden und nicht zu verfälschen, von wesensfremden Elementen uns reinigen, von Jesus uns abwenden müssen? Oder ist es nötig, um ruhig von Jesus zu nehmen, erst nachzuweisen, daß er selbst ein Arier war? Uns scheint weniger die fremde Rasse als die Furcht vor der fremden Rasse dem Denken gefährlich zu sein. Wer möchte sich um die reiche Anregung bringen, die im Denkerleben des Spinoza liegt, indem er sich vorsagt: aber der Mann ist ein Jude gewesen!? Was Spinoza recht ist, das ist Jesus wahrhaftig billig. Gerade als Arier sollten wir frei genug sein, alles offen aufzunehmen, und stark genug werden, alles eigentümlich zu verarbeiten. Gerade als Arier sollten wir niemand mit der Frage nach seiner Rasse widerlegen wollen. Und wenn heute der alte Zweifel: Was kann aus Nazareth Gutes kommen? ins weltgeschichtlich Große erhoben vor uns steht, so wünschen wir heute auch keine andre Antwort als die alte: Komm und sieh es!

Wieder von anderer Seite bestreitet man die Bedeutung Jesu für die Gegenwart. Man fragt: Kann denn irgend eine Vergangenheit von entscheidender

Bedeutung für den Glauben sein? Um die gegenwärtigen Beziehungen zum Weltgeheimnis, zu Gott handelt es sich doch in der Religion! Heißt es nicht den Lebensnerv des Glaubens lähmen, wenn man ihn erst auf dem Umweg über die Geschichte zu Gott hin leiten will? In diesem Sinn ist das Wort gesprochen worden: „Diejenigen, die irgend etwas Geschichtliches für unentbehrlich halten für den Glauben, haben gar keine Ahnung, was wirklich Glauben heißt.“ Und noch schärfer wird der Widerspruch. In geschichtlichen Dingen — bleibt es da nicht immer bei der Wahrscheinlichkeit? Besteht nicht die ganze Geschichte ihrem Wesen nach nur in Wahrscheinlichkeiten? Auch daß Luther gelebt hat, wird uns niemals mehr unwiderleglich bewiesen werden können. So mag es hohe, es mag allerhöchste Wahrscheinlichkeit gewesen sein, daß Jesus gelebt hat, aber Wahrscheinlichkeit bleibt Wahrscheinlichkeit, und der Glaube lebt von Gewißheit. Wäre durch die Auseinandersetzungen der letzten Jahre auch nur das eine dargetan, daß man die Geschichtlichkeit Jesu niemandem mit unausweichlicher Sicherheit beweisen kann: ist das allein nicht für den christlichen Glauben, so wie er durch all die Jahrhunderte galt, auf die Dauer tödlich? — Nun, wir nehmen einmal das Äußerste an: unwidersprechlich wird uns heute noch nachgewiesen, daß Jesus nie gelebt hat, daß die Jesusgestalt der Evangelien dennoch eine Dichtung, das Werk einer Entwicklung ist — was dann? Wir würden umlernen müssen, vielleicht recht schmerzlich und jedenfalls recht schwierig umlernen. Aber fragt alle die, die



durch Jesus zu der Gewißheit gekommen sind, daß hinter allem Weltgeschehen Gott waltet, daß in Gottes Wesen die heilige Güte herrscht, daß Gottes Güte weit über dies Leben hinaus Gutes und Großes mit uns vor hat, uns erheben will in seine Gemeinschaft, uns erneuern will durch seinen Geist, fragt sie alle, ob sie diese Gewißheit jetzt auf einmal verloren haben — und kein einziger wird mit ja antworten. Wer aber mit ja antwortete, der würde damit beweisen, daß sich ihm die Wahrheit Jesu nie im eignen Leben bewährt hat. Nicht weil Jesus es gesagt hat, sondern weil es wahr ist, was Jesus gesagt hat, glaubt im Grund jeder wahrhaft Gläubige. Nicht weil Jesus uns als Gottgesandter beglaubigt wäre, nehmen wir seine Worte an, sondern weil seine Worte sich uns in Herz und Leben als wahr erweisen, halten wir ihn für den Gottgesandten.

So brauchten wir also Jesus gar nicht? So könnten wir alle Wahrheit vielleicht auch ohne ihn anderswoher gewinnen? — Unbestreitbar bleibt aber doch die Tatsache, daß die Gotteswahrheit durch Jesus, gerade durch Jesus zu uns gekommen ist. Könnten wir nicht mehr annehmen, daß Gott durch einen einzelnen Menschen zu uns gesprochen hat, so müßten wir annehmen, daß er durch eine ganze Geschichte zu uns gesprochen hat, durch eine vom Gottesgeist durchwaltete Geschichte, in der sich schließlich alles in einer idealen Lichtgestalt lebendig für uns verkörperte. Was der Jesus der Evangelien lehrt und lebt, das bewährt sich als Wahrheit. Wer dieser Jesus war, ob

ein lebendiger Mensch oder eine geistige Geschichte, ist eine wichtige, aber nicht die allerwichtigste Frage. Wir wollen nicht immer wiederholen, wie ganz und gar unwahrscheinlich uns die Ungeschichtlichkeit Jesu ist. Aber Tausenden ist es heute eine tiefnotwendige Wohltat, wenn sie, von aller Unsicherheit des Autoritätsglaubens innerlich erlöst, eine freie, würdige Stellung zur Geschichte finden und dann auch eine neue, ruhige Freude an Jesus gewinnen, fern von aller Ängstlichkeit gegenüber den Überfällen und Überraschungen der Wissenschaft.

So halten wir also den Glauben doch an der Geschichte fest, lassen ihn nicht frei in der Gegenwart sich selbst finden, sich selbst ausleben? — Wie verkehrt ist es doch, Geschichte und Gegenwart so auseinanderzureißen! Was ist denn die Gegenwart? Was bleibt von ihr übrig, wenn alle Geschichte aus ihr weggenommen ist? Keinen Augenblick unfres Lebens erleben wir so, als ob wir eben erst auf die Welt gekommen wären, alles erleben wir als Menschen, deren Vergangenheit in ihrer Gegenwart mit enthalten, mit lebendig ist, und mit ihrer eignen Vergangenheit die Vergangenheit der Menschheit. In einer leeren, geschichtslosen Gegenwart läßt sich überhaupt nichts erleben. Ohne Gegenwart gewiß keine lebendige Geschichte. Aber auch ohne Geschichte gewiß keine lebendige Gegenwart. Dem vorhin wiedergegebenen Wort stellen wir unsre Überzeugung entgegen: Diejenigen, die den Glauben für lebensfähig halten ohne Geschichte, haben gar keine Ahnung,



was Leben heißt. Auf unsre Frage angewendet: wir leben von der großen Gottesgeschichte, die in Jesus zu uns redet. Diese Geschichte wird in uns nach unsrer Eigenart lebendig und entwickelt sich in uns nach unsrer Eigenart weiter. Aber ohne diese Geschichte wären wir religiös blind und arm. Der Gottesgeist in uns würde nicht zum vollen Leben erwachen, wenn nicht Gott von außen ihn rief, und er ruft uns irgendwie durch die Geschichte, die an den Namen Jesus sich anschließt, käme diese Geschichte auch nur durch einen einzigen Menschen an uns heran, der uns die Wahrheit vorlebt.

Noch von einer letzten Seite her bekämpft man die Bedeutung Jesu. Warum redet ihr so viel von den Persönlichkeiten? Einzig die Idee hat doch Bedeutung in der Geschichte. Nicht bloß Menschen, auch Gedanken sind Wirklichkeiten, sie sind sogar die wahren Wirklichkeiten. Das Persönliche ist das Zufällige, der Geistgedanke ist das Notwendige, das Wichtige. Wohl sind Menschen die Gefäße des Geistes, aber der Geist allein hat Wahrheit, die Entwicklung des Geistes allein hat Wert. Erhebt euch endlich zur Christusidee und laßt den Menschen Jesus dahin fahren! — Aber keine noch so ideale Christusidee hätte uns je zu geben vermocht, was uns der lebendige Jesus gegeben hat. Wenn es sich nur um Gedankenentwicklung handelte, dann möchte der Christusgedanke den lebendigen Jesus ersetzen. Aber es handelt sich nicht um Gedankenentwicklung, sondern um Menschheitserlösung, um Lebenserneuerung, um Weltumwandlung.

Dazu bedarf es der vollen, warmen Lebenswirklichkeit, wie sie in einem Menschen auf uns wirkt. Eben dies ist das heiligste Erlebnis, das der Welt begegnet ist das größte, frohste, stärkste Erlebnis, das uns bestimmt ist, daß die Gottmenschlichkeit uns anleuchtet aus einem Menschenleben, nicht als eine kalte Idee, sondern als ein lebendiges Licht, das aufgegangen ist und widerstrahlt in einem Menschenwesen. Es ist ebenso verarmend, den lebendigen Jesus zur Idee erstarren zu lassen, als es verarmend ist, durch den lebendigen Jesus nicht durchzublicken auf den Gottesgedanken, der in ihm aufleuchtet. Das eine macht die Weltgeschichte kalt, das andere macht sie dunkel. —

Welches ist nun die Bedeutung, die Jesus gerade für die Gegenwart hat? Fragen wir besser und bestimmter: Welches sind die Menschen, für die Jesus in der Gegenwart Bedeutung hat? Aus allem, was wir besprochen haben, kommt uns schon die Antwort entgegen. Jesus wartet auf die, die nach dem wahren Menschentum suchen. Noch ist dies Suchen und Sehnen nicht wirklich stark in der Welt. Noch ahnen die Allerwenigsten den wunderherrlichen Adel des Menschentums. Noch waltet in der inneren Bildung des Menschenwesens, trotz aller äußeren Bildung, eine Barbarei, die denen ganz erschrecklich ist, denen sie einmal zum Bewußtsein kam. Aber die Anzeichen, daß es anders wird, mehren sich doch. Nietzsche hat weithin wohlthätig gewirkt, trotz der kindlichen Art, in der seine Anregungen aufgenommen worden sind von so vielen, die ihm nur die Übermenschengebärde, die tra-



gische Weltstimmung, die Moralkritik und die Christentumsfeindschaft abgesehen haben. Aber er hat uns doch wieder das Wort Mensch mit neuer Ehrfurcht auszusprechen gelehrt. Sein Bestes war seine Sehnsucht. Daß er ein neues Menschenideal aufgerichtet habe hoch über dem Christentum, ist freilich ein offener Irrtum. Die Selbstsucht wollte er heilig sprechen gegenüber der Liebe, den Kampf gegenüber dem Frieden, das Lachen gegenüber dem Lebensernst: so wollte er das Christentum überbieten und überwinden. Was wir davon zu denken haben, ist uns nicht mehr zweifelhaft. Wir haben von Jesus genug gesehen, um zu wissen, daß er trotz aller Hoheit seines Lebensernstes in einem Freudenlicht gelebt hat, dem gegenüber fast alles, was Nietzsche über die Freude gesagt hat, wie ein verzerrtes Lachen erscheint. „Vater, ich preise dich, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbart. Ja, Vater, so ist es dein Wohlgefallen gewesen.“ Diese schlichten Worte — etwas Reineres und Ergreifenderes an Freude ist bei allen Dichtern der Welt nicht zu finden. Was für ein überirdischer Freudenschimmer über manchen Gleichnissen liegt, haben wir mit Bewegung wahrgenommen. Solche Freude lebte in dem, dessen Lebensernst oft so überwältigend auf uns eindringt. „Wahrlich, ich sage euch, daß die Menschen Rechenenschaft geben müssen im jüngsten Gericht von jedem unnützen Wort, das sie gesprochen haben.“ „Wer mit seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichts schuldig.“ Wichtiger ist nie das Reden, wichtiger nie das innerste

fühlen genommen worden. So ist Jesus auch keineswegs der kampfescheue Friedling gewesen, als der er in der Schilderung Nietzsches lebt. Der Kampfesruf, den man aus seinen Worten heraushört, erst allmählich stärker und stärker heraushört, hat einen so erhabenen Klang, daß sich vor ihm das ganze Leben und Streben der Menschen in faulen Frieden zu verwandeln scheint. „Glaubt nicht, daß ich gekommen bin, Frieden auf die Erde zu bringen; nein, nicht Frieden, sondern das Schwert! Ich bin gekommen, den Sohn von seinem Vater zu trennen und die Tochter von ihrer Mutter; die eigenen Hausgenossen werden eines Menschen Feinde sein.“ „Wenn jemand zu mir kommt und nicht seinen Vater, seine Mutter, ja selbst sein eigenes Leben haßt, der kann nicht mein Jünger sein!“ Aber wie eine ragende Friedensburg inmitten aller Wetter des Kampfes haben wir auch das unüberwindliche Gottvertrauen Jesu erblickt: „Es fällt kein Haar von eurem Haupt ohne eures Vaters Willen.“ Und wenn Nietzsche die Selbstsucht heilig sprechen wollte gegenüber der Liebe, so konnte auch er nicht, so konnte niemand von einer heiligeren Selbstsucht sprechen als Jesus. „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ „Trachtet vor allem nach der Gottesherrschaft, so wird euch dies alles zufallen.“ „Ärgert dich dein rechtes Auge, so reiße es aus und wirf es von dir!“ „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und käme um sein Leben.“ Aber auf der Höhe des Lebens, auf der Jesus lebt, versöhnen sich Selbstsucht und Liebe



zu ewiger Einigkeit. Denn Liebe ist ja nichts anderes als Leben aus Gottes Leben, das Höchste, was der Mensch für sich selbst gewinnen kann. Wer den ganzen Unterschied zwischen Nietzsche und Jesus erkennen will, der fühle nur die hochstrebende, aber enge und krampfhafteste Selbstsucht Nietzsches, die sich immer unterscheiden will von andern, immer durchsetzen will gegen andre, neben der freien großen Selbstbehauptung und freien großen Selbsthingabe Jesu. Wir können also den Kampf Nietzsches gegen Jesus nur für ein Mißverständnis und sein höheres Menschenideal nur für eine Täuschung halten. Ja, wenn wir, wie Jesus, höchsten Lebensernst und höchste Lebensfreude, kraftvollen Kampf und tiefen Frieden, freie Selbstbehauptung und freie Selbsthingabe so groß und leicht zu vereinigen wüßten — dann wären wir Menschen!

Aber unsere Ahnungen gehen um das Geheimnis noch außen herum. Vielleicht erkennen wir klarer, was für ein Menschentum uns in Jesus anleuchtet, wenn wir von ihm weg einmal auf uns selbst blicken. Wir Menschen der Gegenwart zerfließen mit unserem ganzen Wesen nach außen. Unaufhörlich zieht uns das Leben um uns her ab von der Innerlichkeit. Die Fülle des Daseins, die uns umwogt, lockt uns hinaus von uns selbst, bald zum Tun und bald zum Erleiden. Erst wer innerlich zu werden beginnt, wird gewahr, erschreckend gewahr, wie stark er nur nach außen gelebt hat. Anspannung und Ablenkung in ewigem Wechsel ist unser Leben. Unsere Arbeit haben wir draußen und unsere Erholung suchen wir draußen. Der Mensch

der Gegenwart vermag erstaunlich viel, aber er vermag nicht in sich selbst zu leben. Ein Wort wie das von Thoreau: Glücklich ist, wer sich immerdar an seinen eignen Gedanken freuen kann! erweckt uns kaum eine ferne Ahnung und Sehnsucht. Der Reichtum dessen, was wir wissen und können, steht in keinem Verhältnis zu der Armut dessen, was wir sind, in uns sind, wenn wir allein sind. Wir haben uns in die Sinnlichkeit verirrt, der Gelehrte in seine Forschungen, der Politiker in seine Kämpfe, der Kaufmann in seine Geschäfte. Die Außenwelt vom Menschen her zu erobern, das war die Aufgabe unsrer Zeit, ihre Größe und ihr Verhängnis.

Von da aus gilt es nun nach Jesus zu blicken. Eine geheimnisvoll gewaltige Innerlichkeit leuchtet auf, leuchtet in unser Leben herein. Alle Welt draußen kam nicht auf gegen diese Innenwelt, wurde vielmehr von ihr aus großartig bestrahlt und überstrahlt. Irgend ein Gleichnis, eine alltägliche Erzählung vom Sämann, die sich in der Seele Jesu wundersam verklärte, ist Beispiel und Beweis genug, wie die Welt um ihn her zu leuchten beginnt im Licht seiner Innerlichkeit. So rein und ruhig die Außenwelt von Jesus erlebt wird, so froh und reich wird sie vom Licht der Innerlichkeit überschimmert. In den Reden Jesu steht die Welt vor uns da wie ins Licht seiner Innerlichkeit getaucht. — Da strahlt nun der Adel des Menschen vor uns auf. Der Mensch darf die Welt neu schaffen. Aus dem leuchtenden Kern seines Wesens heraus darf er, soll er die Welt um sich her neu erstehen lassen



Wenn Tolstoj gesagt hat, daß Gott für jeden Menschen eine neue Welt geschaffen hat, — nicht weniger wahr ist es, daß jeder Mensch für Gott eine neue Welt schaffen darf. Die Welt, die er erlebt, die er in sich neu gebiert, ist seine eigene, ist eine ewig einzige. So wartet die Welterschöpfung auf den Menschen, um im Menschen weiterzugehen. Wunderbar verwandelt und vollendet sich die Welterschöpfung ins Geistige hinein, in jedem Augenblick, wo die Welt aus der Innerlichkeit eines Menschen wiedergeboren wird. Nirgends ahnen wir diese tiefen Geheimnisse des Menschenwesens lebendiger als im Anblick der mächtigen Innerlichkeit Jesu.

Nun tut sich uns auch der Blick auf für einen andern Mangel unsrer Zeit. Unsrer Zeit ist vielfältig und viel-spältig geworden, wie keine Zeit zuvor. Wir haben es nur zu sehr gelernt, uns zu teilen, zwischen Pflicht und Neigung, zwischen Beruf und Famili-, zwischen Ideal und Realität, zwischen Glauben und Wissen, zwischen Religion und Leben, und wer weiß zwischen was alles. Nicht zwei Seelen, nein, viele Seelen wohnen in unsrer Brust. Keiner ist unter uns, der nicht unter der Zerrissenheit und Zersplittertheit seines Wesens litte, bewußt oder unbewußt. Der Mensch der Gegenwart ist eine Ansammlung von Kenntnissen und Fähigkeiten, die äußerlich zusammengebunden sind, wie Reisig im Bündel, aber nicht zusammengewachsen, wie Zweige am Baum.

An Jesus erleben wir, was Einheit ist, innere organische Einheit des Wesens — bei aller Lebensfülle. Es ist nicht die starke, aber starre Einheit der Indier,

sondern eine Einheit von höchster Lebendigkeit, die sich im Wechsel unaufhörlich erneut. Statt Einheit könnten wir auch Echtheit sagen, Urechtheit in jeder Lebensäußerung. Wie verschieden ist Jesus im Tempelhof und im Garten Gethsemane, und wie ergreifend spürt man durch beide Stunden die erhabene Einheit durch! Wie anders ruht sein Auge auf den Sündern, wie anders blizt es gegen die Gegner, und doch wie untrüglich wissen wir, was Jesusblick ist! Was auch an die Seele Jesu pochen mag, immer erklingt der echte Jesuston. So mannigfaltig er auch erklingt, kein falscher Ton mischt sich ein. Dieser Seelenklang ist unverkennbar. Es ist, als höre man ihn noch heute, so lebendig ist er; und es ist, als könne man ihn ewig hören, so unergründlich ist er. Hier ist, um mit der modernen Sehnsucht zu reden, bei höchster Lebendigkeit echte Stileinheit und Stilgröße des Lebens. Unter dem Wesen, das Jesus uns offenbart, ist kein andres Wesen mehr verborgen, aber dies innerste Wesen lebt in allen ungehemmt und ungezwungen. Alles ist Empfindung des Augenblicks, und alles ist Offenbarung der Tiefe. Eine durchsichtige, lichte Echtheit des Wesens, die so wohlthätig ist, daß man in ihr edelstes Ausruhen findet — das ist der Eindruck, den man vom Wesen Jesu empfängt.

Noch einmal blicken wir hinein in unsre Zeit. Sind wir nicht Knechte der Welt geworden? Unter lauter Zwang und Drang geht unser Leben dahin, auch das Leben der Besten. Stunde um Stunde fordert uns gebieterisch für irgend eine Pflicht Und



Pflicht übergibt uns der Pflicht bis ans Ende, wie ein Wassereimer gereicht wird von Hand zu Hand durch die ganze Kette. Nicht wir tun unsre Pflicht, sondern unsre Pflicht tut sich durch uns. Werkzeuge des Weltwillens sind wir wohl, nicht aber seine wissenden und willigen Diener. Angeschirrt ziehen wir mit am Weltwagen, der eine besser, der andre schlechter, der eine sich zu lieb, der andere sich zu leid, das ist der ganze Unterschied. Und wer einmal ausgespannt wird, der sucht sich alsbald neuen Dienst, sonst weiß er nicht zu leben in der Welt.

Wie frei geschaffen steht dagegen das Leben Jesu da! Als wenn eine Tat höchster Freiheit in diese Welt hineingewirkt würde, sieht sich dies Leben an. Nichts ist abgedrungen, alles trägt das Siegel königlicher Freiheit. Mit seinem Willen gebietet Jesus sogar noch über sein Todesgeschick. „Niemand nimmt mir mein Leben, ich gebe es.“ Die Ereignisse umdrängen ihn mit Gewalt, aber als eine reine Schöpfung seiner Seele, als ein freies Gebilde seines Willens geht sein Leben aus ihm selbst hervor. Noch in der höchsten Not erklingt sein Leben wie ein hohes Lied von Freiheit, dessengleichen nie gedichtet worden ist. Verwundert und wieder verwundert sehen wir an ihm, zu welcher edelherrlicher Freiheit der Mensch, diese Winzigkeit im Weltall, sich erheben kann. „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei“ — dies Wort des Dichters kommt mit einem ganz andern Klang aus dem Leben Jesu zurück.

Aber auch das sind nur Ahnungen des wahren Menschentums. Das Geheimnis will in uns schöpferisch

entfaltet, nicht denkerisch entblättert werden. Fragen wir nur noch: woher kam dies Menschentum Jesu? Wir fragen nicht nach der Geburt des Leibes, wir fragen nach der Geburt der Seele. Und die Antwort ist klar: dies Menschentum wurde nicht emporgequält aus der Tiefe des Menschen sondern geboren aus der Größe Gottes. Jesus suchte nicht den wahren Menschen, sondern er wollte Gott. Nicht daran dachte er, Menschenherrlichkeit zu verwirklichen, Gottes Wille war sein einziger Gedanke. Es ist ja ein Anblick von unaussprechlicher Schönheit, wie Jesus steht in der Tiefinnerlichkeit, Grundechtheit, Urfreiheit seines Menschenwesens. Aber er steht nicht im Menschenwesen, sondern er steht im Gotteswillen. Innerlich ist er, weil er so tief sich Gott hingibt, echt, weil er so entschieden Gott angehört, frei, weil er so willig ihm dient. So ward der Gottessohn geboren. Nicht e i n mal nur ward er geboren, sondern in jedem Augenblick aufs neue, wo Jesus sein Leben von Gott sich schenken ließ. Tiefer läßt sich das Geheimnis des wahren Menschentums nicht ergründen. Je völliger sich der Mensch an Gott verliert, um so herrlicher wird — der Mensch geboren. Erlöst von allem Subjektivismus und Individualismus gelangt das Menschenleben dann zur wahren Größe. Die göttliche Notwendigkeit unsres Lebens allein ist seine menschliche Herrlichkeit. Aus der Tiefe der Welt bricht Gott herein in unser Leben und bringt uns so auf die Höhe. Alles andre Menschentum offenbart sich zuletzt als hohl und haltlos, als Entstellung und Entartung, als Trug und Täu-



schung. So gewiß wir nichts von uns selber haben, auch unser Wesen nicht, das uns geschenkt ist, auch unsern Willen nicht, der aus unfrem Wesen geboren wird, so gewiß kann uns nur der innerlichste Anschluß an den Weltwillen zu unfrem wahren Leben, zum echten Menschentum erheben. Kein Dichter und kein Denker wird uns je ein höheres Menschentum erfinden. Und wie leuchtet das Göttliche so schön gerade in den festen Formen eines Menschenwesens! Wie redet das Göttliche so stark gerade in der schwachen Sprache eines Menschenlebens! —

Aber wie können wir nur immer wieder so unschuldig von „Gott“ reden, als ob hier gar keine Fragen wären, als ob hier nicht gerade die größten Fragen uns bedrohten. Ist denn nicht der heißeste Kampf der Gegenwart eben darum entbrannt, ob man überhaupt noch von Gott reden darf? Hat nicht Nietzsche das inhaltschwere Wort gesprochen: Gott ist tot, endgültig tot!? Und ist dies Wort nicht von Hunderten begeistert begrüßt worden wie eine Erlösung von Altem, wie eine Lösung zu Neuem? Wir haben es erlebt und erleben es noch. Daß sich bei Nietzsche selbst hinter der zuversichtlichen Gebärde dennoch ein zweifelndes Herz verbarg, daß er in seinen stillsten Stunden noch am Ende seines Lebens schreiben konnte: „Ihr nennt es die Selbstzersetzung Gottes, es ist aber nur seine Häutung. . . Ihr sollt ihn bald wiedersehen jenseits von Gut und Böse!“ — darin kennen ihn, darin folgen ihm wenige. Unfre Überzeugung aber ist es, daß im Gegenwartskampf um Gott auch Jesus,

vor allem auch Jesus die Entscheidung miterkämpfen wird. Jesus hat Bedeutung nicht nur für die, die nach dem wahren Menschen suchen, sondern auch für die, die nach Gott suchen. Nicht um irgend welche Außerlichkeiten oder Einzelheiten des Gottesglaubens kann es sich uns handeln. Gott, wenn er ist, steht hoch, hoch über allem, was je als Vorstellung von ihm in den Seelen der Menschen lebte. Aber das ist die Frage: Woher ist diese Welt? Wir fragen nicht, ob sie einmal entstanden oder immer gewesen ist, sondern wir fragen, ob ihr Sein einen Hintergrund hat, zu dem wir Menschen durchblicken können, ob dieser Hintergrund das leere Nichts ist oder Geist, lebendiger Geist, der diese Welt gedacht hat und denkt, der diese Welt mit seinem eignen Sein hält und trägt. Und das ist die Frage: Was waltet in der Welt? Wir fragen nicht, ob ewige, eherne Gesetze herrschen oder ein willkürlicher Wille, sondern wir fragen: Lenkt die Unvernunft oder lenkt die Vernunft das Weltgeschehen? Sind die Naturgesetze und Naturereignisse nur seelenlose Ausgleichungen von Elementen, deren Dasein eben das letzte Gegebene ist, oder spricht sich Geist aus in allem Sein, wirkt sich Geist aus in allem Geschehen? Und das ist die Frage: Wohin will die Welt? Wir fragen nicht, ob ein gewaltsames Weltende zu erwarten steht oder eine lebendige Weiterentwicklung, sondern wir fragen: Wer gibt der Welt ihr Ziel, Zweck und Zukunft? Hat der Mensch den Sinn zu bestimmen, den die Welt haben soll, oder lebt eine höhere Macht, die wohl weiß, was sie vor hat, die von den Menschen



gesucht werden kann und gefunden werden will, die in uns Menschen und mit uns Menschen ihrem Ziele zustrebt? — Vom Geist der Gegenwart aus versuchen wir diese Fragen zu stellen, mangelhaft und mißverständlich, wie Menschengsprache allein über die höchsten Fragen zu reden vermag, — die höchsten Fragen, die vielen heute als überflüssig und überlebt erscheinen, und die doch immer wieder, und immer neu, und immer tiefer den Menschenggeist bewegen werden.

Was soll uns nun in dieser Not der Gegenwart Jesus? Einer, der einer versunkenen Vergangenheit angehört? Einer, der in so ganz anderen Verhältnissen und Vorstellungen lebte als wir? Einer, der uns ja bloß durch Vermittlungen bekannt ist? — Aber sehen wir doch hin: die Macht, die in Jesus auf dem Plan der Weltgeschichte sichtbar wurde, hat sich wirklich und wahrhaftig als weltüberlegen, als weltüberwindend erwiesen. Hindurch durch alles ist sie unwiderstehlich ihren Weg zum Sieg gegangen. Nichts hat sie niederringen können. Alles hat sich ihr als untertan bekannt. Mit der ganzen Kraft drangen damals die Gegner an gegen die Macht, die in Jesus war, und als es Tag wurde, da hatten sie — nicht ihr eignes Werk, sondern gegen ihren eignen Willen das Werk dieser Macht vollendet! Nie ist es uns so überwältigend zu Mute, als ob die Schleier zerrissen, die unsrem Blick das Walten des Weltwillens verbergen, als ob wir für einen Augenblick hineinsähen in die Tiefen des Weltgeheimnisses und den Weltgeist selbst wahrnehmen am Webstuhl der Zeit, wie er die tausend

fäden in aller Stille verwebt nach seinem Weltenplan. Dieser eine Blick weilt für immer. Das Naturgesetz, das Übel, das Böse, alles, was als Beweis gegen die göttliche Macht wieder und wieder hat dienen müssen, erkennt hier ihre Überlegenheit an, kann sie nicht aufhalten, sondern muß ihr helfen, das große Werk zu vollbringen. Und nicht nur damals, auch heute noch erleben wir, wie diese Macht unbeirrt und unüberwindlich ihren Weg zum Siege geht, wie sie aus allem sich die Siegeswaffen schmiedet zur Weltüberwindung. Wo der Jesusgeist lebendig wird, da büßt das Übel seine Macht ein und vermag nur noch zu segnen. Wo der Jesusgeist lebendig wird, da wird das Böse ohnmächtig und muß zum Sieg mithelfen. Wo der Jesusgeist lebendig wird, da verlieren die Naturgesetze ihre Starrheit, füllen sich mit Geist und verwandeln sich in Gehilfen, so wie einst selbst Not und Tod für Jesus nicht Hindernis, sondern Hilfe werden mußten. Sollten wir nicht hier der Macht gegenüberstehen, die die Welt lenkt und leitet? Wie tut schon diese Ahnung uns Menschen der Gegenwart so wohl, uns, die wir uns oft so hilflos eingesponnen fühlen in die Naturgesetzlichkeit, die wir uns oft so hoffnungslos ergeben zu müssen glauben in das Naturgeschehen! Es ist, wie wenn es geistig lebendig würde im Urgrund der Welt und durch alles hindurch redet eine Macht uns an: Ich bin's, die alles beherrscht! Ich bin's die alles überwindet!

Ahnen wir noch mehr von dieser Macht? — Diese Macht offenbart sich in Jesus als ein mächtiger, ein



wahrhaft majestätischer Heilswille, der durch ihn hineingreift in die Welt. Durch Menschendenken, Menschenfühlen, Menschenwollen hindurch wirkt dieser Wille in die Welt hinein, aber übermenschlich und übermächtig erhebt sich hinter diesem Menschenleben dieser Heilswille selbst, als ob ein Geist uns fragte, ob wir seine Kinder sein wollen. Nicht einer starren Macht finden wir uns gegenüber, wenn wir durch Jesus ins Weltgeheimnis blicken, sondern eine lebendige Seele gibt sich uns zu erkennen, Geist von unfrem Geist, willensgewaltig das Weltheil wünschend. Uns Menschen der Gegenwart, die wir Natur, überall nur noch Natur zu sehen uns gewöhnt hatten, — wie wohl tut uns schon dieser ahnende Blick durch den Geist hinein in das Weltgeschehen!

Ahnen wir noch mehr von dieser Macht? — Noch einmal sehen wir Jesus an. Wir sehen, wie sich seine lebendige menschliche Wesensart mit aller ihrer Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit nach innen gleichsam verliert in reinstes Wesenslicht, wie sich reinstes Wesenslicht gleichsam nach außen verdichtet in einem lebenskraftdurchströmten Menschen. Dieses reinstes Wesenslicht — sowie wir es mit Worten zu fassen suchen, ist es, als ob sein Wunder am Wort vergehe. Von „heiliger Güte“ haben wir gesprochen, aber wie matt klingt das neben der machtvoll-zarten Lebendigkeit des Wesens, das in Jesus wohnte, das seinen Willen mit lichter Reinheit und sein Gefühl mit lauterer Güte erfüllte! Wie im festen, faßbaren Kristall die ferne, unfaßbare Sonne, so leuchtet es irdisch=

überirdisch in Jesus auf, und dies reinste Wesenslicht — dies und nichts anderes ist die Macht, die in Jesus siegt über die Welt! Wenn diese Macht allen Widerstand zu überwinden weiß, sollte sie dann nicht auch die Macht sein, die im Urbeginn die Welt und alles, was in ihr ist, gedacht, gewollt hat? Wieder tut schon diese Ahnung uns Menschen der Gegenwart so wohl, uns, die wir uns allein noch als Kinder der Natur zu fühlen begannen, hervorgegangen aus dem Schoß des Ungefähr, hinabsinkend in das Grab des Umsonst. Sollte Geist, lebendiger Weltgeist uns rufen zur Vollendung seines Werkes?

Aber Beweis, Beweis! ruft man uns zu. Das alles sind Worte — wo sind Beweise? — Wir machen kein Hehl daraus, daß kein Beweis möglich ist. Aber wir machen auch daraus kein Hehl, daß jeder Beweis unwürdig wäre. Beweis ist Zwang. Und nirgends hat Zwang weniger seine Stätte als wo es aufs Gewinnen abgesehen ist. Frei stehen wir dem Weltgeheimnis gegenüber. Frei stehen wir auch dem Wesenswunder gegenüber, das sich uns in Jesus als das Weltgeheimnis kundtut. Sind wir in Jesus wirklich der ewigen Wahrheit am nächsten? Kein Mensch kann es uns sagen, und kein Engel wird es uns sagen. Kein Beweis wird es uns versichern, und keine Autorität kann es uns verbürgen. Frei haben wir zu entscheiden, ob unser Gewissen, unsre Welt, unser Wesen uns erlaubt, ja zu sagen. Das ist unser Adel. Rein soll unsre Entscheidung sein, ungetrübt von allen Wünschen für und wider. Wie ein



Erkennen soll es sein, ein Erkennen des Vaters durch den Sohn, ein Erkennen von Wesen zu Wesen. Volle Gewißheit aber gewinnen wir erst, wenn der Vater dann den Sohn zu innerster Gemeinschaft erhoben, wenn Gott in uns zu wohnen begonnen hat. Nur was in uns selbst ist, ist gesichert vor aller Ungewißheit. Je mehr das Wesen Gottes unser eignes Leben wird, umso mehr ruhen wir in einer wunderbaren Gewißheit, umso mehr erleben wir, wie Übel und Sünde sich auflichten zu lauter Sieg und Segen, umso mehr wachsen wir hinein in ein Werden, das sich aus der Natur heraus und über alle Kultur hinaus zu einer neuen Welt vollendet.

Aber wo bleibt da das alte Christentum mit der ganzen drückenden Schwere seiner großen Dogmen, Dreieinigkeit, Opfertod, Erlösung, Wiedergeburt? Soll ein neues Christentum erfunden werden, nach zweitausend Jahren, nach dieser mächtig redenden Geschichte, in einer Zeit, die an religiöser Größe sich nicht annähernd vergleichen kann mit der Vergangenheit? Kann man sich wundern, wenn die Gläubigen des alten Glaubens dies von sich weisen als einen Verrat am Alten, wenn die Gläubigen der neuen Hoffnung dagegen sich wenden als gegen eine Verfälschung des Neuen? Das Christentum soll bleiben, wie es immer war. Man fülle nicht den neuen Wein in alte Schläuche, die seine Kraft nicht halten, noch den alten Wein in neue Schläuche, die seinen Geschmack verderben. — Aber, erwidern wir, warum soll gerade die Gegenwart das Recht nicht haben, ihr

Jesuserlebnis auszusprechen? Ist denn das Jesuserlebnis eines Franziskus, eines Luther, eines Schleiermacher wirklich immer das gleiche gewesen? Gehört Jesus nicht auch den lebendigen Menschen der Gegenwart? Ist es nicht unser einfaches Recht, ja unsre dringende Pflicht, dem Größten, was die Welt erlebt hat, uns unmittelbar, so unmittelbar wie nur möglich, gegenüberzustellen? Ob Christentum, ob Nicht-Christentum: wir suchen die Wahrheit, unsre Wahrheit. Wir suchen unsre Wahrheit auch bei Jesus, und wir suchen auch bei Jesus nur unsre Wahrheit. Wenn anders Jesus wirklich größer war als seine Anhänger, wenn anders er wirklich höher steht als menschliche Worte und Dogmen, dann ist er noch nicht zu Ende erlebt, dann kann er neuen Zeiten neu erscheinen. Unser Jesuserlebnis mag unvollkommen sein, aber es ist unsre Wahrheit, unsre Freude, unsre Erhebung und Erhöhung.

Eben wenn wir nun aber von der Höhe unsres Jesuserlebnisses aus zurückschauen in die Welt der großen christlichen Dogmen, dann beginnt sie auf einmal in ergreifender Weise unsrem Blick sich neu zu beleben. Ist es denn nicht wirklich so, daß in Jesus Gott da war und nach den Menschen fragte? Ist es nicht so, daß der göttliche Wille ihm das Leiden gebracht, das göttliche Wesen in ihm das Leiden getragen hat? Spricht nicht das Wort Opfer wirklich den wundertiefen Inhalt seines Lebens aus? Ist nicht sein Opferleben ganz und gar uns zu gute gekommen? Hat nicht seine Seelengröße wirklich die Schlechtigkeit



der Menschen auf sich genommen, — um sie von ihnen zu nehmen? Ist nicht sein Leben und Sterben wie nichts anderes fähig, die Menschen loszulösen aus der alten Welt der Selbstsucht, sie tief innerlich mit Gott zu vereinigen, sie aufzuwecken und umzuschaffen zu einem neuen Leben? Gott kam auf die Erde, litt und starb und erlöste durch seinen Tod die Welt. So verkündigte das alte Dogma der Menschheit. Sehen wir nicht durch die harten Worte nun unsre Wahrheit, gerade unsre Wahrheit lebensvoll hindurchschimmern? Fühlen wir nicht mit einem Male, wie unsre Stimme, die eben noch allein ihr Lied zu singen glaubte, zusammenflingt mit den Stimmen der Jahrhunderte vor uns? Erleben wir nicht mit tiefer Bewegung das Wunder des Christentums, wie es von innen aus, von Jesus aus, sich immer wieder herrlich erneuert?

Gewiß, die Unterschiede sollen durch keine Unklarheit verdunkelt werden. Wir trennen nicht mehr wie früher den Tod Jesu von seinem Leben, sondern sehen im Tod sein Leben, sehen sein Leben im Tod. Wir trennen nicht mehr wie früher das Göttliche in Jesus vom Menschlichen, sondern fühlen die Urverwandtschaft des Menschlichen mit dem Göttlichen, verstehen die Menschwerdung Gottes, die Gottesgeburt im Menschen natürlicher, innerlicher, lebendiger. Wir trennen nicht mehr wie früher den Menschen Jesus von der andern Menschheit, sondern empfinden an Jesus den Adel der Menschheit, empfinden gleich tief seine Zugehörigkeit zu uns wie seine Überlegenheit

über uns. Wir reden nicht mehr in der Sprache der dualistischen Metaphysik, sondern in der Sprache der modernen Psychologie, nicht mehr im Gedankengang des antiken Opferkultus, sondern im Gedankengang der gegenwärtigen Ethik. In den einmaligen Heilstatfachen sehen wir die ewigen Heilsgesetze, die überall gelten, wo das Göttliche kämpft mit dem Untergöttlichen. Auch in uns soll Gott Mensch werden, auch in uns will Gott leiden zum Besten der Menschen, auch in uns muß Gott die ewige Erlösung vollenden. Staunend sehen wir nur, wie all das, was bei uns in schwachen Anfängen werden will, bei Jesus das Grundgesetz seines Lebens war. So gewinnen für uns die alten Dogmen eine wunderbar feine Geistigkeit und Innerlichkeit. Und wir wollen gar nicht tote Dogmen wiedererwecken, sondern einfach die schlichte Wahrheit aussprechen, wie wir sie erkennen und erleben.

Vieles ist anders geworden gegen die Zeit unsrer Väter. Gott und Welt stehen sich für uns nicht mehr so schroff gegenüber; Welt und Gott sind uns nicht eins und dasselbe, aber Gott ist uns lebendig in der Welt, die Welt lebendig in Gott; geschichtlich gesprochen: wir haben Spinoza erlebt. Jenseitsfragen finden uns kritischer als früher; statt der Zuversicht des Dogmatisierens ist die Zurückhaltung des Denkens eingezogen; die Grenzen des menschlichen Geistes sind uns sichtbar und unverrückbar geworden: wir haben Kanterlebt. Das Reich der Seele hat sich vielfältig verfeinert und zu größerer Empfindlichkeit entwickelt; zwei Naturen in einer Person zusammenzudenken



ist uns unmöglich geworden; der Sinn für menschliche Werte ist viel lebendiger geworden; große Dichter haben nicht vergeblich an der Seele der Menschheit gearbeitet; um nur einen zu nennen: wir haben Goethe erlebt. Viel vertrauter ist uns die Natur um uns her geworden; unvergleichlich klarer ist unsre Einsicht in das Walten und Wirken der großen Weltordnungen; Ursachengesetz und Entwicklungsgedanke haben sich dem menschlichen Geist mitgeteilt: wir haben Newton, wir haben Darwin erlebt. Unsre alte Erde ist uns nicht mehr der einzige Schauplatz des Weltgeschehens; weltenweites Denken beginnt im Menscheng Geist zu wohnen: wir haben Kopernikus, wir haben Kepler erlebt. Ungeheure Wandlungen!

Und alles das — was hat es gegenüber Jesus vermocht? So außerordentlich die Weltumwälzungen sind, so still-erhaben überleuchtet Jesus heute noch das Menschengeschlecht mit seinem göttlichen Glanz. Sein Bild ist lebendiger und leuchtender geworden, das ist alles. Noch wartet er auf die, die nach Gott suchen, wartet auf die, die nach dem wahren Menschen suchen. Es ist eine Entdeckung ohnegleichen, wenn man unter all den Lehren der Jahrhunderte in stiller Stunde die menschliche Herrlichkeit in Jesus erblickt, wenn man den Menschen in Jesus entdeckt. Dieser ist einmal dagewesen! Dieser ist einmal über die Erde gegangen! Der Gedanke ist erschütternd für das ganze Leben. Aber nicht minder überwältigend ist die andere Entdeckung, wenn man in Jesus Gott entdeckt. Da ist Gott, Gott, wie er ganz nah unter uns lebt, Gott,

wie er gewaltig um uns kämpft, Gott, wie er auch in uns leben und leiden, streiten und siegen will. Hier ist Gottesleben, in Menschenwesen verkleidet, hier ist Menschenleben, von Gottesgeist durchlichtet. Nichts Isoliertes und nichts Absolutes braucht uns Jesus zu sein. Daß er mit einzigartigen Anlagen geboren wurde, daß er in unwiederholbaren Verhältnissen lebte, sehen wir klar genug. Das Weitere verliert sich für uns in den Tiefen des göttlichen Lebensgeheimnisses. Als unser Fürst und Führer aber lebt er heute noch vor uns, nicht um uns durch seine Überlegenheit zu entmutigen, sondern um uns durch seine Geistesgemeinschaft zu erheben. Jesus ist für die Menschen da, und nur darum die Menschen für Jesus. In freier und großer Weise nehmen wir von ihm, was wir nehmen können, und wir empfangen von ihm heute noch, wie von keinem andern, Verwandlung unsres Selbst, Vollendung der Welt, Vereinigung mit Gott.—

---



schung. S  
auch unser  
unsern Will  
so gewiß ka  
Weltwillen  
Menschent  
wird uns j  
wie leuchte  
formen ei  
liche so sta  
Menschenle

Aber i  
schuldige vor  
wären, als  
uns bedroh  
der Gegent  
haupt noch  
das inhalts  
endgültig to  
begeistert  
Altem, wie  
erlebt und e  
hinter der z  
felndes Herz  
noch am En  
nennt es d  
nur seine E  
jenseits von  
darin folgen  
ist es, daß ir

nwartsbedeutung

nichts von uns selber haben,  
, das uns geschenkt ist, auch  
as unfrem Wesen geboren wird,  
er innerlichste Anschluß an den  
wahren Leben, zum echten  
Kein Dichter und kein Denker  
Menschentum erfinden. Und  
e so schön gerade in den festen  
wesens! Wie redet das Gött  
der schwachen Sprache eines

ir nur immer wieder so un  
, als ob hier gar keine fragen  
gerade die größten fragen  
in nicht der heißeste Kampf  
am entbrannt, ob man über  
en darf? Hat nicht Nietzsche  
gesprochen: Gott ist tot,  
es Wort nicht von Hunderten  
en wie eine Erlösung von  
zu Neuem? Wir haben es  
. Daß sich bei Nietzsche selbst  
Gebärde dennoch ein zwei  
er in seinen stillsten Stunden  
ens schreiben konnte: „Ihr  
tzung Gottes, es ist aber  
hr sollt ihn bald wiedersehen  
öse!“ — darin kennen ihn,  
Unsre Überzeugung aber  
kampf um Gott auch Jesus,